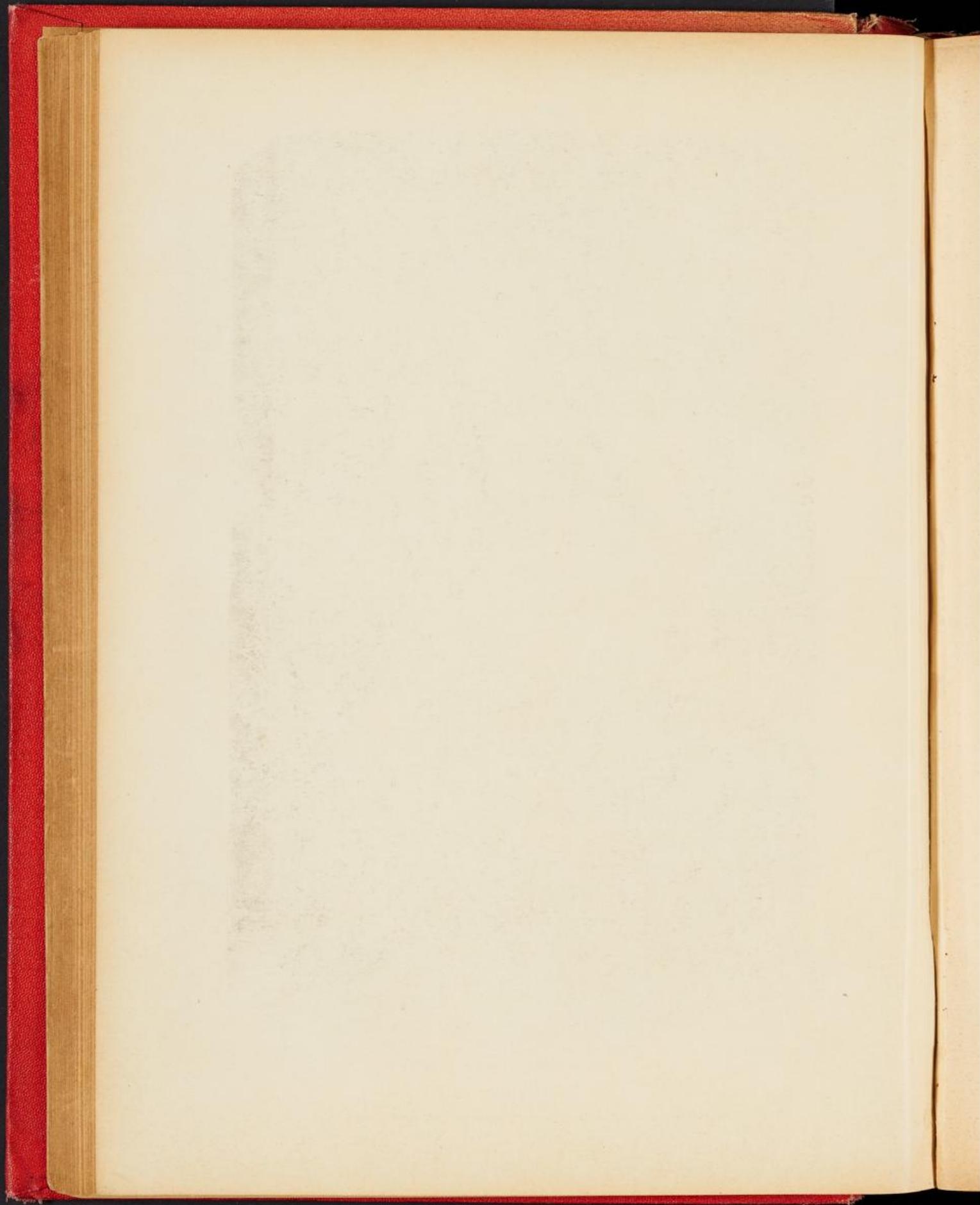




### Andacht.

Nach einer Originalzeichnung von Franz Simm.





## Sécile.

Novelle von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

„Weil ich der sogenannten »Auszeichnung« entgehen wollte.“

„Aus Bescheidenheit?“

„Nein, aus Dünkel.“

„Aus Dünkel? Ich bitte Sie, wer geht einer Auszeichnung aus dem Wege?“

„Die Wenigsten. Und ich auch nicht. Aber Auszeichnung und Auszeichnung ist ein Unterschied. Ein jeder freut sich seines Lohnes. Gewiß, gewiß. Aber wenn der Lohn kleiner ausfällt, als man ihn verdient hat oder wenigstens verdient zu haben glaubt, dann freut er nicht mehr, dann kränkt er. Und das war meine Lage. Man wollte mir ein Bändchen geben an meinem Jubiläumstage. Nun gut, auch ein Bändchen kann etwas sein; aber das, das meiner harpte, war mir zu wenig und so mach' ich kurzen Prozeß und bin ohne Jubiläum, aber Gott sei Dank auch ohne Kränkung und Merger aus dem Dienste geschieden. Ich weiß wohl, daß man nie recht weiß, was man werth ist, aber ich weiß auch, daß es die Menschen in der Regel noch weniger wissen. Und handelt es sich gar um ein armes Dorfschulmeisterlein, nun so geht alles nach Rubrik und Schablone, wonach ich mich nicht behandeln lassen wollte. Von Niemandem, auch nicht von wohlwollenden Vorgesetzten. Und da hab' ich demissionirt und dem Assen meiner Eitelkeit sein Zuckerbrot gegeben.“

„Bravo,“ sagte der Oberst und reichte dem  
II. 2.

Alten beide Hände. „Sich ein Genüge thun, ist die beste Dekoration. Im Letzten ist man immer nur auf sich und sein eigen Bewußtsein angewiesen, und was andere versäumen, müssen wir für uns selber thun. Das heißt nicht, sich überheben, das heißt bloß die Rechnung in Richtigkeit bringen. Und nun erzählen Sie mir von dem Porphyr hier. Ich dachte, der Harz wäre Granit. Aber es ist auch in der Natur so: mitten aus dem allgemeinen Granit wächst 'mal ein Stück Porphyr heraus. Da heißt es dann, woher kommt er? Aber es ist eine nutzlose Frage. Er ist eben da.“

So plauderten sie weiter, und als sie, bei fortgesetztem Gespräch über Altenbrak und die Altenbraker, endlich den Zickzackweg wieder abwärts stiegen, bemerkten sie Gordon und die beiden älteren Herren, die, von einem Dorfspaziergange heimkehrend, eben aus der Thalschlucht nach Burg Rodenstein hinauf kletterten. In ihrer Mitte Rosa. Diese begrüßte jetzt der ihr bis in Front des Hauses entgegengehende St. Arnaud unter gleichzeitigen scherzhaften Vorwürfen über ihre Fahrenflucht aus Hötzel Zehnpsund, und als man abermals eine Minute später gemeinschaftlich auf die Veranda trat, sah man, wie schon die Vorbereitungen zum Mittagsmahl getroffen und Tisch und Stühle, der bessern Aussicht halber, bis an die Holzpfiler vorge- rückt waren. Weißes Linnen kam und Blumen,

zuletzt auch Cécile, noch angeröthet vom Schlaf, und ehe weitere zehn Minuten um waren, hatte jeder seinen Platz beim Mahl, an dem theilzunehmen der Präceptor nach einigem Zögern eingewilligt hatte. Er saß zwischen den beiden Damen und zeigte durch Artigkeit und guten Humor, daß er in seiner Jugend eine gute Schule durchgemacht haben mußte. Cécile war entzückt und flüsterte Rosa zu: »tout à fait comme il faut!«

Und so war auch das Mahl, das sich gleich mit einer kleinen Ueberraschung einleitete. Die Frau Präceptorin hatte nämlich, über die vereinbarten Gänge hinaus, auch noch für ein Extra-Sorge getragen, für eine Kerbelsuppe, hinsichtlich deren ihr Haushalt ein Renommé hatte.

„Ach, Kerbel,“ sagte der Oberst, als der Deckel abgenommen wurde. „Wenn Sie wüßten, meine liebe Frau Präceptorin, wie Sie's damit getroffen haben! Wenigstens für mich. Meine ganze Jugend steigt dabei wieder vor mir auf. Alle Mittwoch, so lang' es Kerbel gab, gab es auch Kerbelsuppe, das war wie Amen in der Kirche, Kerbel und dann Reis und Saucischnen. Ich denke, daß es mir heute so schmecken soll wie damals. . . Aber was trinken wir? Cécile, Fräulein Rosa, was soll es sein? Ich gehe bis an die Grenze des Möglichen. . .“

„Also so weit mein Weinkeller reicht,“ lachte der Präceptor. „Aber mein Herr Oberst, der reicht nicht weit. Ein Trabacher, ein Zeltinger. Mosel, Dir leb' ich, Mosel, Dir sterb' ich. Uebrigens das Beste, was ich habe. . .“

„Nein, nein,“ unterbrach Cécile. „Nicht Wein, nichts Fremdes. Braunschweiger Landesgebräu. Nicht wahr, Herr von Gordon?“

„Unbedingt,“ sagte dieser. „Bei solchen Gelegenheiten muß alles eine Lokalfarbe haben. Also sagen wir Braunschweiger Mumme.“

So scherzte man weiter, bis man schließlich, auf des Präceptors Vorschlag, sich für ein einfaches Blankenburger Bier entschied, das denn auch in Deckelkrügen aufgetragen wurde, jeder Krug mit einer blauen Glasur-Inschrift. Der Oberst las die seine. »Der Meister hat ein Doppelkinn, Hoch lebe die junge Frau Meisterin. . .« Ei, ei, mein fein's Jung-Gesell, wo will das hinaus? Das herkömmliche Balladen-Töchterlein bleibt uns diesmal vorenthalten und die Frau Meisterin muß dafür aus-helfen. Ein Glück, daß sie jung ist.“

In diesem Augenblicke kamen die Schmerlen auf einer mit Citronenscheiben bunt garnirten Schüssel, und da Niemand, mit Ausnahme des Emeritus und selbstverständlich auch des Präceptors, mit dem diffizilen Gerichte Bescheid wußte, so ließ man die Beiden anfangen und erging sich, als man ziemlich vorsichtig zu folgen begann, in theils schmeichelhaften, theils despektirlichen Ver-

gleichen. Gordon sprach von „White bait“, woran ihn die Schmerlen erinnern sollten, während ihnen der Oberst einfach eine Mittelstellung zwischen Pfeffer und Speck-Stint anwies, allerdings im Tone der Entschuldigung hinzusetzend: »hony soit qui mal y pense.« Rosa drang aber auf vollkommene Revocirung, da sie sich die Poesie der Schmerle nicht rauben lassen wollte, dieses herrlichsten aller Fische, den zu besingen sie keinen Augenblick Anstand nehmen würde, wenn ihr die schöne Thiermalerei zu Cultivirung der sanglichen Schwesterkunst Zeit gelassen hätte. Aber der Herr Emeritus werde gewiß für sie eintreten. Alle Geistlichen wären bekanntermaßen heimliche Dichter, was auch kaum anders sein könne. Denn wer allsonntäglich unter einem Kanzeldeckel mit der Heiligengeist-Taube stehe, für den müsse auch dichterisch nothwendig etwas abfallen.

„Ja, der Emeritus,“ riefen alle. „Lied oder Toast. Er mag wählen, aber Verse.“

„Gut. Ich bin es zufrieden,“ sagte der Alte. „Doch jeder nach seinen Kräften. Ueber den Leberreim bin ich nie hinausgekommen. Und weil alle Welt einen Leberreim machen kann, auch Fräulein Rosa, trotz der von ihr abgegebenen Erklärungen, so muß es einfach reihum gehen. Das ist Bedingung.“

„Einverstanden,“ sagte Rosa. „Nur muß es streng angefaßt werden, das ist meine Bedingung, und wer einen falschen Reim macht oder ein Wort gebraucht, das gar nicht existirt, der muß Strafe zahlen oder mit anderen Worten ein Pfand geben.“

„Und mit Auslösung,“ setzte der Privatgelehrte blinzeln hinzu, der, wie die meisten Pedanten, etwas von einem Faun hatte.

„Mit Auslösung also,“ wiederholte St. Arnaud. „Aber vorher lassen wir die Schüssel noch einmal herum gehen. Das giebt uns dann die höhere Weihe. Nun, Herr Emeritus, commengons.“

Und der Emeritus, während er von der Schüssel nahm, recitirte langsam und bedächtig vor sich hin:

„Am Bache stehn Bergisheimnicht und drüben steht die Erle,  
Dazwischen blüht, wie Silberstein, des Baches Kind, die Schmerle.“

„Gut, gut,“ sagte Rosa. „Nun aber der Herr Oberst.“

Und dieser, ohne jedes Besinnen, begann im selben Momente:

„Was soll'n mir Mand, Blei und Hecht und andre große Kerle,  
Forelle, ja das ist mir recht und doppelt recht die Schmerle.“

„Vorzüglich, vorzüglich. Mein Compliment, Herr Oberst. Der Emeritus ist geschlagen. Ach, das ewig siegreiche Militair! Und auf jedem Gebiete. In neuester Zeit auch auf dem der Malerei. Doch das sind trübe Betrachtungen, zu trübe für diese heitere Stunde. Fahren wir also fort. Herr

von Gordon, lassen Sie sehen, was Sie draußen in Persien gelernt haben. Die Poesie soll ja da zu Hause sein. Ist es nicht so? Wie hieß er doch? Ah, ja, Firdusi. Nun also."

Gordon, der eine scherzhafte Fehde zu provozieren wünschte, nahm ohne Weiteres „Querlen“ als Reimwort und ließ sich, als dies selbstverständlich beanstandet wurde, zu Behauptungen hinreißen, deren äußerste Fragwürdigkeit noch über die seines Reimes hinausging.

„Es giebt keine Querlen,“ entschied Rosa. „Was Inculpat meint, wenn er überhaupt etwas gemeint hat, sind Quirle. Die giebt es. Herr von Gordon ein Pfand. Und nun Sie, Herr Eginhard. Ich bitte Sie, Sie bei diesem Vornamen, ich möchte fast sagen im Namen der Poesie, nennen zu dürfen.“

Eginhard begann, während er vor sich hinstarrte, seine Brillengläser zu putzen. Aber mit einem Male lag etwas Leuchtendes um seine Stirn und er sagte mit einem Anfluge von historischer Würde:

„Der kleinste Fürst im deutschen Reich, das war der Fürst von Werle.  
Der kleinste Fisch in Bach und Teich, ist immer noch die Schmerle.“

Rosa bestritt sofort wieder, daß es einen Fürsten von Werle gegeben habe, wobei Cécile secundirte. St. Arnaud aber trat nicht nur für den Privatgelehrten ein, sondern setzte sogar mit vieler Feierlichkeit hinzu, daß er sich einer Mesalliance zwischen einem Werleschen Fürsten und einer anhaltischen Prinzessin entsinne. Darauf brach er ab und wandte sich an Rosa: „Nun aber Sie, meine Gnädigste.“

Diese verneigte sich lächelnd und sagte dann: „Ich finde, die Herren haben sich's schwer gemacht, um mir es leicht zu machen. An dem Zunächstliegenden sind Sie vorüber gegangen. Entscheiden Sie selbst, ob ich recht habe.“

„Genug, genug der Meimerei auf Schmerlen oder Schmerle, Hoch, dreimal, unsre schöne Frau, der Perlen schönste Perle.“

Dabei erhob sie sich und ging auf Cécile zu, um ihr die Hand zu küssen. Diese litt es aber nicht, sondern umarmte sie mit einem Anflug von Verlegenheit, zugleich sichtlich bewegt durch diese Huldbildung einer heiteren und lebenswürdigen Natur.

Etwas wie Sentimentalität schien aufkommen zu wollen, der Präceptor aber, der kein Freund davon war, stellte den früheren Ton rasch wieder her und unter Vortrag aller möglichen Anekdoten aus seinem eigenthümlichen, halb als Cantor und halb als Pastor verbrachten Leben, verging das Mahl, das Niemand Miene machte, gewaltsam abzukürzen.

Endlich aber erhob man sich, und als man in

das Tempelchen hinaufstieg, um bei frischer Luft und freier Aussicht den Kaffee zu nehmen, war die Sonne schon im Niedergehen und hing über den Tannen der Berghöhe. Nun sank sie tiefer und durchglühte die Spitzen der Bäume, die momentan im Feuer zu stehen schienen.

Alles war schweigend in das herrliche Schauspiel vertieft, und man sah erst wieder auf, als zu fröhlichem Lachen, von dem man nicht recht wußte woher es kam, allerlei Stimmen laut wurden und dazwischen die Rufe solcher, die das Echo wecken wollten. Aber es antwortete nicht.

Inzwischen waren die, wie sich bald herausstellte, vom Dorf her ungesehen und ungekannt Heranziehenden immer näher gekommen, und als sie plötzlich um einen Vorsprung bogen, der sie bis dahin verborgen hatte, bemerkten unsre Freunde, daß es alte Bekannte waren.

„Die Turner,“ rief Cécile. „Sie werden uns noch einmal begrüßen wollen.“

Und wirklich schlossen sie sich im selben Augenblicke, wo sich der Weg wieder zu verbreitern begann, zu Sektionen zusammen und marschirten in festem Tritt, und während die Tambours schlügen, auf die Stelle zu, wo die schmale Holzbrücke fast zu Füßen von Burg Rodenstein lag und nach dem andern Ufer hinüber führte. Drüben aber nahmen sie nicht Aufstellung en ligne, sondern im Halbkreis, und stimmten hier, umleuchtet von dem Lichte des hinscheidenden Tages, den Scheffelschen Rodensteiner an:

„Das war der Herr von Rodenstein,  
Der sprach: „Daß Gott mir helf,  
Giebt's nirgend mehr 'nen Tropfen Wein  
Des Nachts um halber zwölf?  
'Raus da, 'raus da,  
'Raus aus dem Haus da,  
Herr Wirth, daß Gott mir helf.“

Unsre Freunde horchten weiter, aber es blieb bei dieser Strophe. Die Turner brachen mitten im Singen ab, lachten und lärmten, und konnten sich an ihrem endlos wiederholten „Raus da, aus dem Haus da“, kein Genüge thun.

Von dem Tempelchen her klatschte man jetzt Beifall und der alte ganz aus dem Häuschen gerathene Präceptor verschwor sich einmal über das andere, ein Faß „Aechtes“ auslegen und die jungen Leute zu Gaste laden zu wollen.

Aber diese, die den Gesang nur im Anblick der Gasthaus-Inscription: »Zum Rodenstein« improvisirt hatten, begnügten sich zum Gegengruß ihre Mützen zu schwenken und marschirten gleich danach in den Wald hinein und auf Treseburg zu.

#### Fünfzehntes Kapitel.

Eginhard und der Emeritus hatten vor, auf Schloß Rodenstein zu bleiben, um andern Tags einen „überaus lohnenden“ Ausflug erst nach Rube-

land und dann in weitem Bogen nach Kloster Michelstein hin zu machen, die St. Arnaud's aber, und mit ihnen selbstverständlich auch Gordon, waren entschlossen, noch am selben Abende nach Thale zurückzukehren. Ein Blick auf die Bettbestände hatte nämlich der gnädigen Frau schon im Laufe des Nachmittags, die nur zu gewisse Gewißheit gegeben, daß von einem Nachtquartier an dieser sonst so reizenden Stelle nicht wohl die Rede sein könne, was denn, als man bei Sonnenuntergang von dem Aussichtstempelchen wieder hinunterstieg, St. Arnaud veranlaßte, dem Eseljungen die nöthigen Befehle zu Sattlung und raschem Aufbruch zukommen zu lassen, während er für sich persönlich ein Pferd aus den Altenbraker Beständen erbat. „Denn er theile nicht die Passion für Eselreiterei.“

„Dann bitt' ich den Herrn Präceptor,“ setzte Cécile mit einer ihr sonst nicht eignen Bestimmtheit hinzu, „den Eseljungen überhaupt ablohnen und statt des einen Pferdes drei beschaffen zu wollen.“

„Ei, ei,“ lachte St. Arnaud einigermaßen überrascht über diese Bestimmtheit und der kaum minder verwunderte Gordon drang in Cécile, das Bequemere doch nicht ohne Noth aufgeben zu wollen.

Aber Cécile blieb fest und sagte: „Darin finden Sie sich nicht zurecht, Herr von Gordon; dazu muß man verheirathet sein. Die Männer sitzen ohnehin auf dem hohen Pferd, schlimm genug, reitet man aber gar noch aus freien Stücken zu Esel neben ihnen her, so sieht es aus wie Gutheiligung ihres de haut en bas. Und das darf nicht sein.“

In dieser Weise stritt man noch eine Weile, bis Gordon in einem ihn treffenden Streifblicke zu lesen glaubte: „Thor. Um Deinetwegen.“

Eine Viertelstunde später erschienen die Pferde; man nahm Abschied und wandte sich auf die Holzbrücke zu, die die Turner vor ihnen passirt hatten. Im Herankommen aber wahrnehmend, daß die Balken- und Bretterlage viel zu schwach sei, durchritt man den Fluß, von dessen andrem Ufer aus alle Drei noch einmal nach Burg Rodenstein hinübergrüßten.

Der Weg drüben schlängelte sich zunächst eine Waldböhe hinauf, bald aber stieg er wieder zur Bode nieder und folgte deren Windungen. Unter den überhängenden Zweigen lag bereits Dämmerung und minutenlang war nichts Lebendes um sie her sichtbar, bis plötzlich in nur geringer Entfernung von ihnen, ein schwarzer Vogel aus dem Waldesschatten hervorsprang, wenig scheu, ja beinahe dreist, als woll' er ihnen den Weg sperren. Endlich flog er auf, aber freilich nur, um sich 30 Schritte weiter abwärts abermals zu setzen und daselbst dasselbe Spiel zu beginnen.

„Eine Schwarzdrossel,“ sagte Gordon. „Ein schönes Thier.“

„Aber unheimlich.“

St. Arnaud lachte: „Meine theure Cécile, Du greiffst vor. Das sind Gefühle, wenn man sich im Walde verirrt hat. Aber dies Stück Romantik wird uns erspart bleiben und nicht einmal eine regelrechte Grusel-Nacht, in der man die Hand nicht vor Augen sieht, steht uns bevor. Sieh' nur, da drüben hängt noch das Abendroth und schon kommt der Mond herauf, als ob er auf Ablösung zöge. Laß die Schwarzdrossel. Sie begleitet uns, weil sie froh ist, Gesellschaft zu finden. Frage nur Herrn von Gordon.“

„Ich möchte doch mehr der gnädigen Frau zustimmen,“ sagte dieser. „Alle Vögel, mit alleiniger Ausnahme der Spatzen, excelliren in etwas eigenthümlich Geheimnißvollem und beschäftigen unsere Phantasie mehr als andere Thiere. Wir leben in einer beständigen Scheu vor ihnen und es giebt eigentlich Weniges auf der Welt, was mir so viel Respekt einflößte, wie z. B. ein grauer Kalabu. Professoren der Philosophie folgen erst in weiterem Abstand. Und nun gar Storch und Schwalbe! Wer hätte den Muth, einer Schwalbe was zu Leide zu thun oder einen Storch aus dem Neste zu schießen?“

„Ah, die Menschen sind Heuchler,“ sagte der Oberst. „Heuchler und Piffici zugleich. Sie stellen allemal das in ihren Schutz, was sie nicht brauchen können. Ich habe noch nie von Storchbraten gehört und die gastrophischen Versuche mit dem ebenfalls gefeierten Schwan sind bis dato regelmäßig gescheitert. Aber Bekassinen und Krammetsvögel! Sie schmecken viel zu gut, als daß man Veranlassung gehabt hätte, sie heilig zu sprechen.“

Unter solchem Gespräche war man bis an die Treseburger Brücke gekommen und sah auf das am andren Ufer, unmittelbar neben dem Flusse, reizend gelegene Gasthaus zum Weißen Hirsch. Einige der hier aufgestellten Tische hatten Windlichter, die meisten aber begnügten sich mit dem hellen Scheine, den der Mond gab.

„Wollen wir hinüber?“ fragte der Oberst.

Aber Cécile war dagegen. Der Weg drüben sei doch muthmaßlich derselbe, den sie schon am Vormittage gemacht hätten, und sie habe keine Sehnsucht, noch einmal an Todtenrode vorüber zu kommen.

„Also diesseits!“

Und damit lenkte St. Arnaud in einen schluchtartigen Weg ein, der in ziemlicher Steile zu dem zwischen Treseburg und Thale sich ausdehnenden Plateau hinaufstieg.

Oben war nichts als Gras und Acker, zwischen denen ein schmaler Weg lief, nur gerade breit genug, um in gleicher Linie nebeneinander bleiben zu können. Die Schatten aller Drei fielen vor-

wärts auf den wie Silber blizenden Weg und diesem ihrem Schatten ritten sie nach. Meist im Schritt. Die Luft ging kalt und Cécile begann zu frösteln, weshalb ihr Gordon ein Plaid reichte, das er bis dahin über die Kruppe seines Pferdes geschmalt hatte.

„Nimm's nur,“ sagte St. Arnaud. „Herr von Gordon wird Dich kunstgerecht damit drapieren; das ist er seinem Clan Gordon schuldig. Und dann haben wir Dich als Hochlanderscheinung zwischen uns. Lady Macbeth oder dergleichen. Nur der Reithut fällt aus dem Stil.“

Aber Cécile beschränkte sich darauf, zur Eile anzutreiben und nicht lange, so war eine Wegkreuzung erreicht, von der aus man, in Entfernung von wenig mehr als 50 Schritt, eines Denkmals ansichtig wurde.

„Was ist das?“ sagte der Oberst und ritt auf das Denkmal zu, während Gordon und Cécile langsameren Schritts ihren Weg fortsetzten.

„Lodt Sie's nicht auch?“ fragte Cécile mit einem Anfluge von Spott und bitterer Laune. „St. Arnaud sieht mich frösteln und weiß, daß ich die Minuten zähle. Doch was bedeutet es ihm?“

„Und ist doch sonst,“ begegnete Gordon der Anklage, „voll Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme.“

„Ja,“ sagte sie langsam und gedehnt. Und eine Welt von Verneinung lag in diesem Ja. Gordon aber nahm ihre lässig herabhängende Hand und küßte sie, was sie geschehen ließ. Dann ritten beide wieder schweigend nebeneinander her, bis sich St. Arnaud zu ihnen gesellte.

„Was war es?“ fragte Cécile.

„Das Denkmal eines alten Oberforstmeisters.“

„Den hier ein Wilddieb erschossen?“

„Nein, weniger sensationell. Er starb ruhig in seinem Bett.“

„Und hieß?“

„Pfeil.“

„Ah, Pfeil. Graf Pfeil?“

„Nein,“ lachte St. Arnaud, „blos Pfeil. Die Natur hat mitunter ihre demokratischen Launen. Uebrigens war er, aller Bürgerlichkeit ungeachtet, eine große Forst-Autorität und einer unserer berühmtesten landwirthschaftlichen Säge rührt von ihm her.“

„Und welcher, wenn ich fragen darf?“

„Daß die Vermählung von Sumpf und Sand unter Umständen eine besonders feine Cultur schaffe. Sumpf an und für sich sei nicht zu brauchen und Sand an und für sich auch nicht, aber daß der liebe Gott in seinem notorischen Lieblingslande Mark Brandenburg beide dicht nebeneinander gelegt habe, das sei für eben diese Mark und natürlich auch für die Menschheit eine besondere Gnade gewesen und die ganze preussische Geschichte sei so zu sagen aus diesem Gnadenact hervorgegangen.“

Da hast Du den berühmten Pfeilschen Agrikultur-Satz, der vielleicht ein bißchen zu geistreich ist. Denn unvermischter Pyritzer Weizacker bleibt schließlich immer das Beste, jedenfalls besser als die Vermählung von Sumpf und Sand. Aber nun Trab, daß wir warm werden und vorwärts kommen.“

Und im Fluge ging es weiter über das Plateau hin, abwechselnd an Bäumen und Felszacken und dann wieder an Kreuzwegen und Wegweisern vorüber. An einem stand: „Nach dem Hexentanzplatz“ und St. Arnaud wies darauf hin und sagte: „Wollen wir einen Contre mitmachen? Oder bist Du für Extra-Touren?“

Es klang übermüthig und spöttisch und sie bog sich bei seiner Annäherung unwillkürlich zur Seite.

Der Oberst aber war in der Laune sich gehen zu lassen und fuhr in dem einmal angeschlagenen Tone fort: „Sieh nur, wie das Mondlicht drüben auf die Felsen fällt. Alles spukhaft; lauter groteske Leiber und Physiognomien und ich möchte wetten, alles was dick ist heißt Mönch und alles was dünn ist heißt Nonne. Wahrhaftig, Herr von Gordon hatte Recht, als er den ganzen Harz eine Hexengegend nannte.“

Gleich danach waren sie bis an den Vorsprung gekommen, von dem aus sich der Plateau-Weg wieder senkte. Die Pferde wollten in gleicher Pace vorwärts, aber ihre Reiter, überrascht von dem Bilde, das sich vor ihnen aufthat, strafften unwillkürlich die Zügel. Unten im Thal, von Duedlinburg und der Teufelsmauer her, kam im selben Augenblicke klappernd und rasselnd der letzte Zug heran und das Mondlicht durchleuchtete die weiße Rauchwolke, während vorn zwei Feueraugen blitzten und die Funken der Maschine weit hin ins Feld flogen.

„Die wilde Jagd“, sagte St. Arnaud und nahm die Zügel, während Gordon und Cécile folgten.

#### Sechszehntes Kapitel.

Als sich unsere Reiter eine Viertelstunde später dem Hôtel näherten, sahen sie deutlich, daß der letzte Zug viel Gäste gebracht haben mußte, denn der große, nach der Parkwiese hinaus gelegene Balkon, zeigte noch das bunteste Leben. Alles stand in Sicht und in dem Lichte hin und her bewegten sich die Kellner. Einer trug eine große, hochausgebauete Theemaschine, was bedeutete, daß Engländer oder Holländer angekommen sein mußten.

„Sieh, Pierre,“ sagte Cécile, die sich angefangen dieses lachenden Bildes rasch wieder erheiterte. „Das ist hübsch, daß wir noch Leben vorfinden.“

Und gleich danach hielten alle Drei vor dem Vorbau, hoben sich aus den Sätteln und traten in das Vestibül. Eine Welt von Koffern und Reisetaschen lag hier bunt durcheinander, und als Cécile

die Treppe hinaufflieg, that ihr die Wärme wohl, die die Gasflammen ausstrahlten.

„Ich denke, wir nehmen den Thee noch gemeinschaftlich auf dem Balkon. Nicht wahr, Herr von Gordon?“

Und wirklich binnen kürzester Frist saßen unsere Freunde mit unter den Gästen, und zwar an demselben Tisch, an dem sich ihre Bekanntschaft, vor wenig Tagen erst, eingeleitet hatte. Cécile, die sich inzwischen umgekleidet, trug, halb vorsichts-, halb eitelkeitshalber, ein mit Pelz besetztes Jaquet, das ihr vortrefflich stand und mit dazu beitrug, sie zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu machen. Nichts davon entging ihr, und ihre wohlige Stimmung wuchs bis zu dem Moment hin, wo sie, nach eingenommenem Thee, den nur noch von wenig Gästen besetzten Balkon am Arme St. Arnauds verließ.

\* \* \*

Es schlug elf vom Dorfe her, als Gordon in sein einfaches, im linken Flügel gelegenes Zimmer trat, um sich's hier, wie seine Gewohnheit war, vor dem Schlafengehen in einer Sopha-Ecke bequem zu machen. Er war aber noch viel zu sehr bestürzt und aufgeregt, um sich dieser Bequemlichkeit länger als eine Minute freuen zu können und so stand er wieder auf, um, zu dem schon offestehenden Fensterflügel auch noch den zweiten zu öffnen. Unter ihm lag ein mit Leblojen und Reseda besetztes Kandel und er jog den in einem starken Strom heraufziehenden Duft begierig ein. Alles war still; die Voskets, die den Gartentreifen einfaßten, standen in tiefem Schatten und nur an einer einzigen, dem Zimmer der St. Arnauds gegenüber gelegenen Stelle, zeigte sich der Schatten durch einen Lichtstreifen unterbrochen. Gordon sah darauf hin, als ob er die Geheimnisse der kleinen Welt, die Cécile hieß, aus diesem Lichtstreifen herauslesen wollte. Dann aber überkam ihn ein Lächeln und er sagte zu sich selbst: „Ich glaube gar, ich werd' hier der Narr meiner eigenen Wissenschaft und verfall' ganz ernsthaft in Spektral-Analyse. Poor Gordon! Die Sonne mag ihre Geheimnisse herausgeben, aber nicht das Herz. Und am wenigsten das Frauenherz.“

Unter solchem Selbstgespräche trat er vom Fenster zurück und ließ alles, was der Tag gebracht, noch einmal an seiner Seele vorüberziehen. Wieder vernahm er das heitere Lachen, mit dem sie bei Tisch die Schmerlen-Reime begleitet hatte, wieder sah er das mondbeschienene Plateau, darauf sie heimritten, hörte wieder das langgedehnte „ja“, das doch ein kurzes „nein“ war, und fühlte noch einmal den erwidernenden Druck ihrer Hand. Und dabei kehrten ihm Betrachtungen und Fragen zurück, denen er schon

in seinen Zeilen an die Schwester Ausdruck gegeben hatte. „Was ist es mit dieser Frau? So gesellig, so gesellig geschult und so naiv! Sie will mir gefallen, und ist doch ohne rechte Gefallsucht. Alles giebt sich mehr aus Gewohnheit, als aus Coquetterie. Sie hat augenscheinlich in der vornehmen Welt gelebt, vielleicht in einer allervornehmsten, und hat Auszeichnungen und Huldigungen erfahren, aber wenig ächte Reigung und noch weniger Liebe. Ja, sie hat ein Verlangen, eine Sehnsucht. Aber welche? Mitunter ist es, als schne sie sich von einem Drucke befreit zu werden, oder von einer Furcht und innerlichen Qual. Ist ihr St. Arnaud diese Furcht? Ist er ihr eine Qual? Nein; er hat nichts von einem Quälgeist, trotzdem sie heute seine Courtoisie zu bestreiten schien. Aber das sind Stimmungen, und ich habe sie, wie voll Ablehnung, so auch voll Dank und Hingebung gegen ihn gesehen. Und doch eine Wolke! Sie hat eine Geschichte, oder er, oder Beide, und die Vergangenheit wirft ihre Schatten.“

In diesem Augenblicke schwand drüben der Lichtstreifen auf dem Vosket.

„Es soll dunkel bleiben.“

Und er schloß das Fenster und suchte die Ruhe.

\* \* \*

Die kam ihm nicht gleich, aber als sie kam schloß er fest und die Sonne war schon an seinem Fenster vorüber, als er aufwachte. Nach der Uhr sehend, sah er, daß der Zeiger bereits auf 8 wies, und er sprang nun rasch aus dem Bett.

Seine Toilette war erst halb beendet, als es klopfte.

„Herein.“

Der Portier übergab ihm ein Telegramm, zugleich Entschuldigungen vorbringend. Es sei schon gestern Nachmittag gekommen, als die Herrschaften noch auf der Altenbraker Partie gewesen seien. Und nachher sei's vergessen worden. Herr von Gordon möge verzeihen.

Gordon lächelte. Telegramme hatten längst aufgehört, eine besondere Wichtigkeit für ihn zu haben, und so kam es, daß er auch jetzt noch eine Minute vergehen ließ, ehe er den Zettel überhaupt öffnete. Sein Inhalt lautete: „Bremen, 15. Juli. Wegen des neuen Kabels abgeschlossen. Wir erwarten Sie morgen.“ Eine Welt widerstreitender Empfindungen drang auf ihn ein, als er auf diese Weise den ihm während der letzten Tage so lieb gewordenen Aufenthalt in Thale so plötzlich abgebrochen sah. Aber das Angenehme, Beruhigende, Zufriedenstellende, wog in diesem Widerstreit der Gefühle doch schließlich vor. „Gott sei Dank, ich bin nun aus der Unruhe heraus und vielleicht aus noch Schlimmerem. Wer sich in Gefahr begiebt,

kommt drin um und mit unserer Festigkeit und unsern guten Vorsätzen ist nicht viel gethan. Eine gnädige Hand muß uns bewahren, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. »Führe uns nicht in Versuchung.« Wie wahr, wie wahr. Mein gutes Glück intervenirt mal wieder und meint es besser mit mir, als ich selbst.“

Und er klingelte.

„Mein Frühstück und meine Rechnung . . . Sind Oberst St. Arnaud und Frau schon auf dem Balkon?“

„Ja, Herr Baron.“

Er ließ sich die Ranagerhöhung gefallen und fuhr fort: „Und der nächste Zug nach Hannover?“

„Neun Uhr zwanzig.“

„Ah, da hab ich noch Zeit vollauf.“

„Und er hob, als er wieder allein war, den Koffer auf den Ständer und begann zu packen. Die Raschheit, mit der er dabei verfuhr, zeigte den Vielgeirten und der vom Zimmerkellner mittlerweile gebrachte Kaffee hatte noch eine mittlere Temperatur, als auch alles schon fertig und der in's Schloß gedrückte Koffer sammt Schirm und Plaid bei Seite geschoben war.“

Gordon sah nach der Uhr.

„Neun. Also noch 20 Minuten; 15 für mein Frühstück und 5 für den Abschied. Etwas wenig. Aber je weniger, desto besser. Was soll man sich sagen? Abschiedsworte müssen kurz sein wie Liebeserklärungen. Das Beste hält nicht lange vor und sträubt sich gegen Dauer: der erste Moment ist poetisch, der zweite kaum noch, und der dritte gewiß nicht mehr. Und weil man das fühlt und ein schlechtes Gewissen hat, so wird man lügnertisch und heuchelt und übertreibt. Und das mag ich nicht. Ich will mich nicht selbst um die schönen Eindrücke dieser Tage bringen und will gehobenen Herzens und ohne alles Redensartliche von ihr gehen. Ich will mich ihrer erinnern, wie, wie . . . Nun wie . . . Aber um's Himmelswillen nichts von kindischen Vergleichen. Und doch woran erinnert sie mich? An wen? Oder an welches Bild?“

Und er wiegte den Kopf, nachsinnend, hin und her. Endlich schien er es gefunden zu haben: „Ja, das ist es. Ich habe 'mal ein Bild von Queen Mary gesehen, ich weiß nicht mehr genau wo, war es in Oxford oder in Hampton-Court oder in Edingburg-Castle. Gleichviel, es war die schottische Königin, meine arme Landsmännin. Etwas Katholisches, etwas Gluth und Frömmigkeit, und etwas Schuldbewußtsein. Und zugleich ein Etwas im Blick, wie wenn die Schuld noch nicht zu Ende wäre. Ja, daran erinnert sie mich. Und der alte Oberst! Nun, der könnte den Bothwell aus dem Stegreif spielen. Wahr und wahrhaftig. Ob er irgend einen Darnley hat in die Luft fliegen

lassen? Es wäre leichtsinnig sich für das Gegentheil verbürgen zu wollen. Aber weg mit solchen Pulverfaß-Reminiszenzen. Ich will hier mit etwas Heiterer'm abschließen.“

Und unter solchem Selbstgespräche trat er noch einmal an's offene Fenster und sah, über die zunächst gelegene kleine Gartenanlage fort, in das Flachland hinaus, an dessen äußerstem Rande die Thürme von Duedlinburg aufragten. Er blieb eine Minute lang im Anblick derselben und nahm dann Hut und Stock, um sich bei den St. Arnaud's zu verabschieden. Aber diese waren nicht mehr auf dem Balkon, sondern promenirten bereits im Park unten und schritten eben auf ihre Lieblingsbank zu, die, von Flieder und Goldregen halb überwölbt, den Blick auf den Bahnhof frei hatte.

„Bitte,“ so wandt' er sich an den Oberkellner, „lassen Sie meine Sachen hinüberschaffen.“

Und nun ging er auf die Bank zu, wo St. Arnaud und Cécile mittlerweile Platz genommen hatten. Boncoeur war mit da, lag aber diesmal nicht zur Seite, sondern in Front, in vollem Sonnenschein. Als er Gordon kommen sah, hob er einen Augenblick den Kopf, ohne sich im Uebrigen zu rühren.

„Ah, Herr von Gordon,“ sagte der Oberst. „So spät. Ich dachte, Sie wären ein Frühauf. Meine Frau hat Ihnen in den letzten zehn Minuten mindestens eben so viele Krankheiten angepöchtelt. Ich wette, sie schwärmte schon in der Vorstellung einer allerchristlichsten Krankenpflege.“

„Der ich mich nun rasch und undankbar entziehe.“

„Wie das?“

Ein eben erhaltenes Telegramm ruft mich fort und ich komme mich zu verabschieden.“

Gordon sah wie Cécile sich verärbte. Sie bezwang sich aber, warf mit dem Schirm ein paar Steinchen in die Luft und sagte: „Sie lieben Ueberraschungen, Herr von Gordon?“

„Nein, meine gnädigste Frau, nicht Ueberraschungen. Erst seit einer Stunde weiß ich davon, und es lag mir daran, über das was nun sein muß, so schnell wie möglich hinweg zu kommen. Was sag ich Ihnen noch? Ich werde diese Tage nie vergessen und würde mich glücklich schätzen, sie früher oder später, sei's hier oder in Berlin oder irgend sonst wo in der Welt wiederkehren zu sehen.“

Cécile sah vor sich hin und eine peinliche Stille folgte, bis St. Arnaud artig aber nüchtern erwiderte: „Worin sich unsere Wünsche begegnen.“

In diesem Augenblicke läutete die Glocke drüben zum zweiten Male.

„Das gilt mir. Adieu meine gnädigste Frau. Au revoir, Herr Oberst.“

Und Gordon, den Hut läusend, ging auf den Bahnhof zu, der nur durch eine hohe Hecke von der Parkwiese getrennt war. Vor einem der hier

eingeschnittenen Durchgänge blieb er noch einmal stehen, verneigte sich und grüßte militärisch hinüber. Der Oberst erwiderte den Gruß in gleicher Weise, während Cécile dreimal mit dem Taschentuch winkte.

Keine Minute mehr und der Pfiff der Locomotive schrillte durch die Luft. Boncoeur aber sprang auf und legte seinen Kopf in den Schooß der schönen Frau. Dabei schien er sagen zu wollen: „Laß ihn ziehen; ich bleib' Dir und bin treuer als er.“

#### Siebzehntes Kapitel.

Gordon war allein im Coupé und nahm einen Rückwärtsplatz, um so lange wie möglich einen Blick auf die Berge zu haben, zu deren Füßen er so glückliche Tage verbracht hatte. Hundert Bilder, während er so hinstarrte, zogen an ihm vorüber und inmitten jedes einzelnen stand die schöne Frau. Gedanken, Betrachtungen kamen und gingen, und auch der Abschiedsmoment stellte sich ihm wieder vor die Seele.

„Dieser Abschied,“ sprach er vor sich hin, „ich wollt' ihn abkürzen, um nicht in armselige Nebenarten zu verfallen, und doch war mein letztes Wort nichts andres. „Auf Wiedersehen!“ Alles Phrase, Lüge. Denn wie steht es denn in Wahrheit? Ich will sie nicht wiedersehen, ich darf sie nicht wiedersehen; ich will nicht Verwirrungen in ihr und mein Leben tragen.“

Er wechselte den Platz, weil die just eine starke Biegung machende Bahn ihm den Blick auf die Berge hin entzog. Dann aber fuhr er in seiner Betrachtung fort: „Ich will sie nicht wiedersehen, so sag' ich mir. Aber schließlich warum nicht? Sind Verwirrungen denn unausbleiblich? Lady Windham in Delhi war nicht älter als Cécile und ich selbst war um fünf Jahre jünger als heut und doch waren wir Freunde. Niemals, in den nun zurückliegenden Tagen, hab' ich mir im Umgange mit der lebenswürdigen Lady mißtraut und ihr selbst noch weniger. Also warum kein Wiedersehen mit Cécile? Warum nicht Freundschaft? Was in einer indischen Garnisonstadt möglich war, muß noch viel möglicher sein innerhalb der Zerstreungen einer großen Residenz. Sind doch Einsamkeit und Langeweile so recht eigentlich die Gevatterinnen, die die Liebesthorheit aus der Taufe heben.“

Er warf die Cigarrette fort, lehnte sich zurück und wiederholte: „Warum nicht wiedersehen?“ Aber er konnte weder Ruhe noch Trost aus dieser Frage schöpfen. „Ach, daß ich von der Frage nicht loskomme, das ist eben das Mißliche, das giebt die Vorwegentscheidung. Ich entsinne mich eines Rechtsanwalts, der mir einmal beim Schoppen erzählte: wenn wer zu mir kommt und im Eintreten schon

anhebt, »ich habe da was geschrieben und wollt' nur noch von ungefähr anfragen, ob vielleicht eine Stelle . . .« so ruf' ich ihm schon von weitem zu: »streichen Sie die Stelle. Sie würden mich nicht fragen, wenn Sie nicht ein schlechtes Gewissen hätten.« Und daß ich immer wieder frage »warum nicht Freundschaft?« das ist mein schlechtes Gewissen, das beweist mir, daß es nicht geht und daß ich den Gedanken daran fallen lassen muß. Cécile lebt nicht für Kränzchen und Floraconcerte, so viel sieht sie fest; ob die Natur sie so schuf oder ob das Leben sie so bildete, gilt gleich. Möglich, ja wahrscheinlich, daß sie sich zeitweilig nach Idyll und Herzengüte sehnt, aber sie schätzt instinktiv einen Jeden nach seinen Mitteln und Gaben, und ich wäre der Lächerlichkeit verfallen, wenn ich meinen Ton ihr gegenüber plötzlich auf Kunstausstellung und Tagesneuigkeiten oder gar auf den vorlesenden Freund stellen wollte. Was sie von mir erwartet, sind Umwerbungen, Dienste, Huldigungen. Und Huldigungen sind wie Phosphorhölzer, eine zufällige Friction und der Brand ist da.“

Solche Betrachtungen begleiteten ihn und kamen ihm während seines Bremer Aufenthalts allabendlich wieder, wenn er, nach den Geschäften und Mühen des Tages, seinen Spaziergang am Bollwerk hin machte. Seine Vorsätze blieben dieselben, aber freilich seine Neigungen auch, und als er eines Tages, wo diese Neigungen 'mal wieder stärker als die Vorsätze gewesen waren, in seine Wohnung heimkehrte, schob er ein Tischchen an die Balkonthür seines nach dem Flusse hin gelegenen Zimmers und setzte sich, um an Cécile zu schreiben.

Es war eine kostbare Nacht, kein Lüftchen ging, und auf den vorüberfluthenden Strom fielen von beiden Ufern her die Quai- und Straßenlichter; die Mondsichel stand über dem Rathhaus, immer stiller wurde die Stadt und nur vom Hafen her hörte man noch singen und den Pfiff eines Dampfers, der sich, unter Benutzung der Fluth, zur Abfahrt rüstete.

Rasch flog Gordon's Feder über die Seiten hin und die weiche Stimmung, die draußen herrschte, bemächtigte sich auch seiner und fand in dem, was er schrieb, einen Ausdruck.

\* \* \*

Die Verhandlungen in Bremen währten länger als erwartet und kamen erst zum Abschluß, als eine nach den friesischen Inseln hin unternommene Reise die bis dahin bezweifelte Durchführbarkeit des Unternehmens bewiesen hatte. Gordon lernte bei der Gelegenheit Sylt und Föhr kennen, auch Nordernei, woselbst er emsig nach den St. Arnaud's forschte, die, dessen entsann er sich, den Plan gehabt hatten, ihre Sommertour auf Nordernei zu beschließen. Er

ging aber vergeblich die Fremdenliste durch und war endlich froh, die Insel, der er seine Mißstimmung entgelten ließ, nach zweitägigem Aufenthalt wieder verlassen zu können.

Anfang August war er in Berlin, wo, neben amtlichen und finanziellen Vorbereitungen, auch allerlei das Technische betreffende Bestellungen zu machen waren. Er bezog eine schon Ende Mai, kurz vor seiner Reise nach Thale, gemietete Wohnung in der Lennéstraße, wohin er auch alle Briefe zu richten angeordnet hatte. Leider fand er nichts vor, weder in der Wohnung noch auf der Post, oder doch nicht das, woran ihm am meisten gelegen war. Eine schlechte Laune stellte sich ein, aber glücklicherweise nicht auf lange.

„Thor, der ich bin, und immer nur mit meinen Wünschen rechne. Man braucht kein Menschenkenner zu sein, um zu wissen, daß Cécile keine passionierte Brieffschreiberin ist. Wäre sie das, so wäre sie nicht sie selbst. Brieffschreiben ist wie Wetterleuchten; da verblüht sich alles und das Gewitter zieht nicht herauf. Aber Frauen wie Cécile vergegenständlichen sich nichts und haben gar nicht den Drang, sich innerlich von irgend was zu befreien, auch nicht von dem, was sie quält. Im Gegentheil, sie brüten darüber und überladen sich mit Gefühl, bis dann mit einem Male der Funken überspringt. Aber sie schreiben nicht, sie schreiben nicht.“

Er schob, während er so sprach, den Sophatisch bei Seite und begann auszupacken. Unter den ersten Sachen war auch eine Schreibmappe, deren Deckel eine Photographie zeigte: das Bild seiner Schwester. In der Stimmung, in der er war, sah er sich's an und sagte: „Clothilde. Wie gut sie aussieht. Aber sie taugt auch nichts. Es muß über drei Wochen sein, daß ich an sie geschrieben. Und bis heute keine Antwort, trotzdem das Thema nichts zu wünschen übrig ließ. Denn über was schreiben Frauen lieber, als über eine andre Frau, noch dazu wenn sie merken, daß man sich für diese andre interessiert. Und doch kein Wort. Ist ein Brief verloren gegangen? Unsinn, Briefe gehen nicht verloren. Nun, es wird sich aufklären. Vielleicht liegt mein langes Scriptum irgendwo in Liegnitz, während Fräulein Schwester noch in der Welt umherfährt.“

In diesem Augenblicke klopfte es.

„Herein.“

Der Eintretende war ein Groß-Industrieller, Vorstand einer Fabrik für Maschinenwesen und Kabeldrähte, dem Gordons Ankunft von Bremen her telegraphirt worden war und der nicht säumen wollte, sich ihm vorzustellen. Gordon entschuldigte sich wegen der überall im Zimmer herrschenden Unordnung und bat den Fremden, einen eleganten Herrn von augenscheinlich weltmännischen Mäuren,

II. 2.

in einem der Hauteuils Platz zu nehmen. Der Fremde lehnte jedoch mit vieler Verbindlichkeit ab und lud seinerseits Gordon ein, ihn nach seiner Charlottenburger Villa hinaus begleiten und daselbst sein Gast sein zu wollen; sein Wagen halte bereits vor der Thür und was Geschäftliches zu sprechen sei, lasse sich unterwegs verhandeln. „Wir haben dann den Abend für ein Gespräch mit den Damen.“ Seine Frau, so schloß er, die, passionirt für Nilquellen und Congobecken sei, freue sich ungemein einen so weitgereisten Herrn kennen zu lernen, und wenn es Afrika nicht sein könne, so werde sie sich auch mit Persien und Indien zufrieden geben.

Gordon fühlte sich durch die ganze Sprechweise sehr angeheimelt und nahm an.

Der Abend in Charlottenburg war entzückend gewesen und Gordon hatte sich wieder überzeugt, „wie klein die Welt sei“. Gemeinschaftliche Freunde waren entdeckt worden, in Bremen, England, New-York, und zuletzt auch in Berlin selbst. Auch den Obersten von St. Arnaud kannte man; er habe eine schöne Frau, die schon einmal verheiratet gewesen sei (sehr hoch hinauf) und habe eines Duells halber den Abschied nehmen müssen. Unter solchem Gepolter war der Abend vergangen und erst lange nach Mitternacht hatte Gordon, in einem Mißzustande von Müdigkeit und Angeheitertsein, seinen Heimweg angetreten.

Nun war es Morgen und er erschrak fast, als er in sein Wohnzimmer trat und sich hier umsah. Alles lag noch gerade so da, wie's gestern, als der Besuch kam, gelegen hatte: Wäsche, zerstreut über die Stühle hin, Ueberzieher und Fracks an Schrankenden und Fensterriegel gehängt, und der Koffer selbst halb aufgeklappt zwischen Thür und Ofen. Am buntesten aber sah es auf dem Sophatisch aus, wo Nagelscheren und Haarbürsten, Eau de Cologneflaschen und Cravatten, ein Chaos bildeten, aus dessen Centrum ein rothes Fez und ein Markt-Astern-Bouquet aufragte, das die Wirthin, vielleicht um sich ihres Miethers fester zu versichern, mit beinah komischer Sorgfalt in eine blaue Glasvase mit Silberrand hineingestellt hatte. Nirgends ein Bollbreit Platz. Zu dem allen kam in eben diesem Augenblicke auch noch der Kaffee; Gordon nahm schnell eine Schale voll und setzte dann das Tablett auf den Bücherschrank.

„Und nun sollt' ich wohl,“ hob er an, „in diesem Chaos Ordnung stiften. Aber ich war so lange nicht in Berlin, wenigstens nicht mit Muße, daß ich ein Recht habe, mich als einen Fremden anzusehen. Und für einen Fremden ist es immer das Erste, daß er sich ein Riffen aufs Fensterbrett legt und die Häuser und Menschen ansieht.“

Und damit trat er wirklich an's Fenster und sah hinaus.

„Aber Häuser und Menschen in der Lennéstraße! Da hätt' ich mir freilich ein anderes vis-à-vis suchen müssen. Alles ist so still und verkehrlos hier, als ob es eine Privatstraße wäre mit einem Schlagbaum rechts und links. Sei's drum; man muß die Feste nehmen, wie sie fallen, und die Straßen auch. Im Uebrigen wird sich schon was finden, das der Betrachtung aus der Vogelperspektive werth wäre. Das an der Ecke da, das muß der Schneckenberg sein (Erinnerung aus meinen College-Tagen her), und wenn ich Glück habe, so seh' ich auch noch ein Stück von dem Schaperschen Goethe. Wahrhaftig, da blüht so was zwischen den Bäumen; — au fond sind Bäume besser als Häuser und ein bißchen Publikum wird sich auch noch einstellen. Wo Bänke stehen, stehen auch Menschen in Sicht. Als ich Berlin Ende Mai passirte, schien der Thiergarten, speciell hier herum, aus lauter rothen Kopftüchern und blauweißen Kinderwagen zu bestehen, und wenn erst die Mittagssonne wieder brennt, werden auch die rothen Kopftücher wieder da sein. Und vielleicht auch die zugehörige Soldateska. Bis dahin muß ich mich mit dem Schlangen-Ungethüm begnügen, das da, zehn Ellen lang, im Grafe liegt. Ah, jetzt blüht der Strahl über den Rasen hin.“

Er sah noch eine Weile dem Spritzen zu, freute sich, wie sich das Sonnenlicht in den Tropfen brach, und gab dann seinen Fensterplatz wieder auf, um endlich Ordnung zu schaffen. Nüftig ging er an's Werk und mußte lachen, als der Kleiderschrank bei jeder Berührung mit seinen Holzriegeln quietschte. „Noch ganz die alte Zeit. So quietschten sie früher auch. Aber Berlin wird Weltstadt.“

Und während er so sprach, flogen die Kästen auf und zu, bis, nach Ablauf einer Stunde, nicht bloß die Stiefel aller Arten und Grade blank aufmarschirt in einer Ecke standen, sondern auch die Bürsten und sonstigen Reinigungsapparate des civilisirten Menschen ihren richtigen Platz gefunden hatten.

Er ruhte sich einen Augenblick und machte dann Toilette.

„Wohin? Alte Freunde besuchen, die vielleicht keine mehr sind? Immer mißlich. Also neue, das heißt mit andern Worten die St. Arnaud's. Denn andre hab ich nicht. Aber sind sie da? Daß ich sie vor acht Tagen auf der langweiligen Insel nicht finden konnte, beweist nicht, daß sie zurück sein müssen. Sie können sich, statt für Nordeinei, mindestens eben so gut für Helgoland oder Scheveningen entschieden haben. Eins ist wie das andre. Aber mit oder ohne Chance, jedenfalls kann ich einen Versuch machen.“

Und er nahm Hut und Stock, um in der St. Arnaud'schen Wohnung vorzusprechen.

\* \* \*

Diese war auf dem Hasenplage, so daß der einzuschlagende Weg erst durch ein Stück Königgräberstraße, demnächst aber über den Potsdamer Platz führte, der auch heute wieder wegen Canalisation und Herstellung eines Insel-Perron's unpassirbar war. Wenigstens in seiner Mitte. So mußte Gordon denn an der Peripherie hin sein Heil versuchen, was ihn freilich nur in neue Wirrnisse brachte. Denn es war gerade Markt heute, der, wie gewöhnlich an dieser Stelle, zwischen Straßendamm und Häuserfront abgehalten wurde. Hier saßen die Marktfrauen in einer Art *Desfilée* „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“, durch welche Gordon nun hindurch mußte. Das war nichts Leichtes, im Gegentheil; aber so schwer es war, so vergnüglich war es auch, und auf die Gefahr hin, übergerannt zu werden, blieb er stehen und musterte die Scenerie. Weit hin standen die Himbeer-Tinen am Trottoir entlang, nur unterbrochen durch hohe, tiefenartige Körbe, daraus die Besinge, blauschwarz und zum Zeichen ihrer Frische noch mit einem Anfluge von Flaum, hervorlugten. In Front aber, und zwar als besondere Prachtstücke, prangten unförmige verpätete Riesenerdbeeren auf Schachtel- und Kistendeckeln und dazwischen lagen Kornblumen und Wehn in ganzen Bündeln, auch Goldblat und Berggipfelmelisse, sammt langen Bastfäden, um, wenn gewünscht, die Blumen in einen Strauß zusammenzubinden. Alles primitiv, aber entzückend in seiner Heiterkeit und Farbe. Gordon war ganz hingenommen davon, und erst als er sich satt gesehen und ein paar kräftige Athemzüge gethan hatte, ging er weiter, um, an der Köthnerstraßen-Ecke rechts einbiegend, auf den Hasenplatz zuzuschreiten.

„Sie werden in dem Diebit'schen Hause wohnen. Etwas Alhambra, das paßt ganz zu meiner schönen Cécile. Wahrhaftig, sie hat die Mandelaugen und den tief melancholischen Niederschlag irgend einer Joë oder Zuleika. Nur der Oberst, bei allem Respekt vor ihm, stammt nicht von den Abence-ragen ab, am wenigsten ist er der poetische letzte von ihnen. Wenn ich ihn à tout prix in jenen maurischen Gegenden unterbringen soll, so ist er entweder Abdel-Kader in Person oder ein Kiff-Pirat von der marokkanischen Küste.“

Während er noch so vor sich hin plauderte, stand er vor dem St. Arnaud'schen Hause, das aber, wie die Nummer jetzt auswies, nicht das Haus mit der Alhambra-Kuppel, sondern ein benachbartes von kaum minderer Eleganz war, wie gleich sein Eintritt ihm zeigen sollte. Die Stufen waren mit Teppich, das Gelände mit Plüsch belegt,

während die buntbemalten Flur-Fenster ein mattes Licht gaben. Eine Treppe hoch angekommen, las er: „Oberst v. St. Arnaud.“

Er klingelte. Niemand aber kam.

„Also noch verreist. Ich will's indeß noch einmal versuchen. So lange die Herrschaften nicht da sind, sitzen die Dienerschaften auf den Ohren.“

Und er klingelte wieder.

Wirklich, ein hübsches Mädchen kam, eine Jungfer, etwas verlegen. Sie schien in einer intimen Unterhaltung gestört worden zu sein, oder doch mindestens in ihrer Toilette.

„Die gnädige Frau schon zurück?“

„Erst heut über acht Tage.“

„Von Norbernei?“

„Nein. Von dem Gut.“

„Ah, von dem Gut,“ sagte Gordon, als ob er wisse, daß ein solches existire. Dann ging er, nachdem er sein Bedauern ausgesprochen hatte, die Herrschaften verfehlt zu haben.

„Also noch auf dem Gut. Das will sagen auf dem Gute der Frau. Denn Obersten haben keine Güter. Es giebt zwar Dotationen, aber die kommen erst später, wenn sie überhaupt kommen.“

Und damit trat er wieder auf den Platz hinaus.

#### Achtzehntes Kapitel.

Erst in einer Woche sollte Cécile von dem Gute zurückkehren. Das erschien Gordon eine lange Zeit und die Tage wollten kein Ende nehmen, noch weniger die Abende, was ihm Veranlassung ward, es mit dem Theater zu versuchen. Aber er empfand wieder ganz die Wahrheit dessen, was ihm einst ein Freund über Theater und Theaterbesuch gesagt hatte: »man muß oft hingehen, um Vergnügen daran zu finden; wer selten hinkommt, leidet unter der Unwahrheit dessen, was er sieht.« Er gab also den Theaterbesuch wieder auf, vielleicht rascher, als recht und billig war, und mußte es schließlich noch als ein besonderes Glück ansehen, in dem ihm nahe gelegenen Hôtel du Parc einen ihm zusagenden Platz für Unterbringung seiner Abende zu finden. Er saß hier oft halbe Stunden lang und länger in dem schmalen Glaspavillon und las entweder die Zeitungen oder plauderte mit dem Wirth.

Eines Abends traf er in eben diesem Glaspavillon auch die beiden Berliner wieder, die, vom Hôtel Behnpsund her, ihm noch gut in der Erinnerung waren, und er würde sicherlich nicht versäumt haben sie zu begrüßen, wenn sie nicht in Begleitung ihrer Damen gewesen wären, die, nachdem ihnen ganz ersichtlich Gordon's Name zugetuschelt worden war, sofort Anstandsgesichter aufsetzten und jeden Versuch ihrer Ehemänner zu Fortführung einer unbefangenen oder gar heiter ungenirten

Unterhaltung energisch ablehnten. In dieser erkünstelten Würde verharrten sie denn auch bis zuletzt und brachen, nachdem sie sich gegen den sie begleitenden Wirth nur im letzten Momente noch mit verstecktem Lächeln verbengt hatten, unter entsprechender Pomphastigkeit auf.

„Kannten Sie die Herrschaften?“ fragte Gordon. „Ich war im Juni mit ihnen in Thale zusammen; das heißt mit den beiden Herren. Da waren sie ganz anders, etwas laut, etwas sonderbar, so berlinisch.“

„Ja,“ lachte der Wirth. „Das ist immer so. Richtige Berliner giebt es eigentlich nur noch draußen und auf Reisen. Zu Hause sind sie ganz vernünftig.“

„Besonders wenn die Frauen dabei sind.“

„Ja, dann besonders.“

\* \* \*

Zwei Tage später war die Zeit um, wo die St. Arnauds zurück sein wollten, und Gordon zählte jetzt die Stunden, um am Hasenplatz wieder vorzusprechen. Er bezwang sich aber und ließ abermals drei, vier Tage vergehen, eh' er sich anschickte, seinen Antrittsbesuch zu machen.

Diesmal nahm er seinen Weg am Wangelbrunnen und der Matthäikirche vorbei, welchen Umweg er nur der längeren Vorfreude halber wählte.

„Nun aber ist es Zeit.“ Und damit bog er, vom Schöneberger Ufer her, links ein und passirte gleich danach die kleine, hier noch aus älterer Zeit her den Verkehr nach dem Hasenplatz hin vermittelnde Dreh- und Wenderbrücke. Schon von fern her sah er nach der Bel-Etage hinauf und nahm nicht ohne Sorge wahr, daß die zusammengesteckten Gardinen nach wie vor die ganze Fensterbreite verdeckten. Als er aber die Treppe hinaufstieg und den letzten Absatz derselben glücklich erreicht hatte, ließ ihm die den Thürrahmen einfassende Laub-Guirlande keinen Zweifel mehr, daß die Herrschaften zurückgekehrt sein mußten. Oben angekommen fuhr er mit leiser Hand über das schon halbtrockene Laub hin und sagte, wie wenn er an dem Raschelton die Zeit gemessen habe: „Drei Tage.“

Nun erst zog er die Glocke. Dasselbe nach Wesen und Sprechart ober-schlesische Mädchen erschien wieder, das ihm schon bei seinem ersten Besuche geöffnet hatte, diesmal mit bemerkenswerther Raschheit. Er nannte seinen Namen und einen Augenblick später kam Antwort: die gnädige Frau lasse bitten.

Gordon folgte, den Corridor entlang, bis an den sogenannten Berliner Saal, an dessen Schwelle Cécile bereits stand und ihn begrüßte. Sie sah frischer und jugendlicher aus als in Thale, welchen Eindruck ein helles Sommercostüm noch steigerte. Gordon war wie betroffen und einer fast an's Sentimentale streifenden Empfindung hingegeben, nahm er ihre Hand und küßte sie mit Devotion.

„Herzlich willkommen,“ sagte sie. „Und vor allem schönen Dank für Ihren Brief; er hat mir so wohl gethan. Und wie liebenswürdig, daß Sie Wort halten und unsrer gedenken.“

Gordon erwiderte, daß er vor zehn Tagen schon nachgefragt habe.

„Susanne hat uns davon erzählt. Und die Beschreibung, die sie machte, war so gut, daß St. Arnaud und ich gleich auf Sie riethen. Aber nun vor allem Pardon, daß ich Sie nicht in unsren Glanzräumen empfangen. Wir sind noch wie zu Gast bei uns selbst und beschränken uns auf ein paar Hinterzimmer. Ein Glück, daß wir wenigstens einen leidlich repräsentablen Garten-Balkon haben. Uebrigens finden Sie Besuch. Erlauben Sie, daß ich vorausgehe.“

Gordon verneigte sich und einen Augenblick später traten beide, nach Passirung eines schon im Seitensflügel gelegenen und mit Philodendrons und andren Blattpflanzen fast überfüllten Raumes auf einen Vorbau hinaus, der, aus Stein aufgeführt, mehr einem nach vorn hin offenen Zimmer als einem Balkon glich. Eiserne Stühle sammt Tisch und Etagère standen umher, während auf einer mit Kissen belegten Gartenbank ein alter Herr saß, das Scheitelhaar schneeweiß, der sich, als er Gordon's gewahr wurde, von seinem Platz erhob.

„Erlauben mir die Herren, Sie mit einander bekannt zu machen: Herr v. Leslie-Gordon, Herr Hofprediger Dr. Dörffel. Aber nun, wenn ich bitten darf, placiren wir uns. Der Stuhl in der Ecke da . . . wahrscheinlich verstaubt . . . aber gleichviel, helfen Sie sich, so gut es geht. Und nun, Herr v. Gordon, bitt' ich, Ihnen ein Glas von diesem Montefiascone einschenken zu dürfen. Oder der Herr Hofprediger übernimmt es vielleicht; er hat ruhige Nerven und eine sichere Hand, während ich immer noch das Fingerzittern habe; Meer- und Gebirgsluft haben mir gleichmäßig die Hülfe versagt. Aber nichts von solch unerfreulichen Dingen. Ihr Wohl, Herr von Gordon.“

„Und das Ihre, meine gnädige Frau.“

Cécile dankte. „Erinnern Sie sich noch des Tages, wo wir das letzte Mal so zusammen saßen?“

„O, wie könnt' ich des Tages je vergessen.“

Und er begann nun den Reim zu citiren, worin Rosa von der „Perlen schönster Perle“ gesprochen hatte.

Cécile ließ ihn aber nicht aussprechen und sagte: „Nein, Herr von Gordon, Sie dürfen mich nicht in Verlegenheit bringen, und am wenigsten hier vor meinem väterlichen Freunde. Ja, die Schmerlen und der Rodensteiner. Und als dann die Turner aufmarschirten! Es war so reizend. Aber das Reizendste von allem ist doch, daß wir in diesem Augenblicke darüber sprechen und den Herrn Hofprediger nicht nur in unsre gemeinschaftlichen glücklichen Erinnerungen einweihen, sondern auch auf Verständniß rechnen können. Denn er hat selber ein gut harziges Herz und ist ein Quedlinburger, wenn ich nicht irre.“

„Nein, meine gnädigste Frau, nur ein Halberstädter.“

„Nur, nur,“ lachte Gordon. „Jedenfalls beneid' ich den Herrn Hofprediger um seine Geburtsstätte.“

„Zuletzt ist jeder Platz gerade gut genug, um darauf geboren zu werden.“

„Gewiß. Aber doch der eine vor dem andern. Und wenn ich meinerseits mir einen Platz hätte wählen können, so hätt' ich mir Lübeck gewählt oder Wismar oder Stralsund, weil ich die Hanza-Passion habe. Gleich nach der Hanza aber kommt der Strich von Halberstadt bis Goslar. Und als drittes erst kommt Thüringen.“

Der Hofprediger reichte Gordon die Hand und sagte: „Darauf müssen wir noch eigens anstoßen; erst Hanza, dann Harz und dann Thüringen. Mir aus der Seele gesprochen, trotzdem es fast sakrilegisch ist. Denn ein richtiger lutherischer Geistlicher muß eigentlich auch zur Luther-Gegend halten.“

„Gewiß, zur Luthergegend, die die Diokuren von Weimar uns gleich noch als Zugabe bringt. Aber der Harz hat nun 'mal meine ganz besondern Sympathien und ich liebe jedes Harzische Lied und jede Harzische Sage, von Buto von Halberstadt an bis zu des Pfarrers Tochter . . .“

(Fortsetzung folgt.)



## Der letzte Liebesbrief Jean Jacques Rousseau's.

Von

Rudolf Stegmann.

Während Rousseau die Koryphäen der Literatur und des Staates gegen sich in Harnisch rief und an denselben französischen Hofe, von dem er verdammmt wurde, seine eifrigsten und begeistertsten Anhänger zählte, hatte er wörtlich nicht den Ort, wohin er sein Haupt legte; der genialste Apostel der französischen Aufklärung, dessen Schriften nicht nur in Frankreich, sondern auch in England und Deutschland eifrigst gelesen und verschlungen wurden, lebte vom Notensabreiben. Zwischendurch fand zwar Rousseau den Schutz hoher Protectoren, die ihm ihre Häuser und Landgüter zur stillen Klausel für sein Schaffen anboten; Rousseau's Stolz aber und sein bis ins Krankhafte sich steigendes Unabhängigkeitsgefühl pflegte von der gebotenen Wohlthat keinen lang andauernden Gebrauch zu machen, er wechselte seine Beschützer, um zu dem leidigen Notensabreiben zurückzukehren; und nachdem er in dem Thale Montmorency's eifrigst seiner Schriftstellerei obgelegen, finden wir ihn plötzlich in England wieder, in Wootton, der Grafschaft Derby. Genf und Frankreich, das seinen besten Bürger verfolgte, hatte denselben über den Canal getrieben. Der Philosoph und Geschichtschreiber Hume bot J. J. Rousseau ein neues Heim. Derselbe war inzwischen gealtert und streifte bereits an die Sechsziger, als er zu Wootton die ersten sechs Bücher seiner wahrhaft unsterblichen confessions niederschrieb, jenes größten und originellsten seiner Werke, welches sich frisch durch allen Wandel der Zeiten als ein Kleinod der französischen Literatur, ja überhaupt als ein Meisterwerk ersten Ranges im Gebiete der Selbstbiographie erhalten hat.

Zu Wootton lernte Rousseau die schöne Cecile Hobart kennen, ein Wesen von hinreißender Anmuth, das ihm eine nachhaltige Leidenschaft einflößte, eins jener seltenen und idealen Geschöpfe,

das, wie Rousseau sagt, nicht im Wort den engelhaften Eindruck widerlegt, den es durch den Zauber seiner Erscheinung hervorgerufen. Rousseau, nach Paris zurückkehrend, das der Philosoph immer dann liebte, wenn er es verlassen mußte, und das ihn abstieß, sobald er den Fuß in dasselbe setzte, trat nachmalig in einen Briefwechsel mit Lady Hobard, von dem uns ein enthusiastisches Bruchstück durch das Verdienst des französischen Geschichtsforschers Chantelauze, eines gründlichen Kenners des achtzehnten Jahrhunderts, aufbewahrt oder vielmehr neu entdeckt worden ist. Wir nehmen für den betreffenden Brief, dessen Echtheit uns auch Herr Nanne, einer der ersten Literaturkenner und Chefredacteur des vorzüglichen Fachblattes *«Le Livre»* verbürgt, die weitere Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch.

Für die Charakteristik desselben schicken wir noch Folgendes voraus.

Neigt die Feder Rousseaus zur Polemik gegen die ganzen bestehenden Zustände, soweit ihm dieselben verderbt erscheinen, so ist es andererseits ein Grundzug seines Wesens, in lyrischer Exhalation, die einen Ton der Innerlichkeit anschlägt, wie er seither in Frankreich unerhört war, seinen Weltschmerz zu verhauchen. Das rhapsodische Element kommt eindringlich zur Geltung; wir fühlen uns angeheimelt von der Macht einer Empfindung, die trotz aller Lücken und Gedankensprünge, trotz aller logischen Uebertreibung, stilistischer Inversionen und rhetorisch-sophistischer Zuthat, oft genug das erst zu Beweisende schon als erwiesen hinstellt, wie elementar auf uns eindringt. Jenes selbe Pathos, das eine große Strömung nicht nur in der französischen, nein auch der englischen und deutschen Literatur begünstigt, sie zum Theil hervorgerufen hat, das sich in Chateaubriand und Byron kenn-

zeichnet, und das nicht zum geringen Theile sich wiederpiegelt in der Sentimentalitätsperiode zum Schluß des vorigen und zum Anbeginn des jetzigen Jahrhunderts, dem selbst unser Goethe, Schiller und Jean Paul ihren vielbewunderten Zoll dargebracht, findet einen erschütternden, ja hinreißenden Ausdruck in der rhetorischen Farbengebung der Rousseau'schen Kunst; seine Stilistik, dem Jean Paul'schen Streckverse verwandt, liebt nicht die ausgetretenen Bahnen des Conventiellen, sie ist sich allezeit bewußt, daß sie im Dienst eines höheren Naturevangeliums steht, das der eigenartigen Erscheinung den eigenartigen Klang zuwendet, und in die Tiefen des speculativen und sittlichen Jchs eindringend, zu Offenbarungen sich berufen fühlt, die der platten Sentenz und der billigen Marktweisheit hohler Durchschnitte- und epikuraischer Genüßmenschen, denen nichts göttlich als ihre encyclopädische Ueberhebung, den bewußten Krieg macht. In der Auflösung der französischen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts bildet das Rousseau'sche Idiom einen Lichtpunkt, der, wie er einerseits die Revolution mit heraufbeschwor, in der Wahrung der sittlichen Mächte, in der Proclamirung des Gewissens und eines richtenden Gottes, in der Betonung des Grundguten, das auch in der geringsten Menschennatur nachweislich vorhanden, ein Präservativ aufweist, das heilvoller Art sich den Strömen des politischen und sittlichen Banquerotts mit Macht entgegenstemmt.

Und sind Rousseaus Anschauungen auch nur mehr deistisch als specifisch christlich, so sind doch die Wirkungen, die sie geübt, weit über die der Kirche hinausgehend.

Wir sind nun durchaus entfernt Rousseau in jedem Sinne zu glorificiren: sein Empfinden verliert sich nicht selten in weinerliche Sentimentalität, und wie sein Denken trotz aller glänzenden Dialektik sich nicht zu einem geordneten System zusammenschließt und der Kritik bedenkliche Breschen offen läßt für den Angriff, so war auch sein Privatleben, wie auch im Ganzen edel und groß geführt, nicht frei von Flecken. Die banale Existenznoth machte Rousseau finster, mißtrauisch und verschlossen, seine stürmisch abrupte Empfindungsweise trieb seinen stolzen Sinn, der Alles nur sich selbst verdanken mochte, zwischendurch selbst zu dem, was wir Undank nennen; und seine vielfachen Beziehungen mit einestheils trefflichen, dann aber auch sittenlosen Personen des weiblichen Geschlechtes werfen ein eigenartiges Licht auf unsern Schriftsteller, der sich entschließen konnte mit einem Frauenzimmer niedriger Bildung und recht ansehbarem Charakter nach einem langen, Anstoß erregenden Concubinate endlich den Bund der Ehe einzugehen. Unzweifelhaft hat Rousseau das weibliche Geschlecht in seinen Schattenseiten

nicht minder kennen gelernt als in seiner glänzenden Vertretung. Aber auch eine Reihe der letzteren fehlt seinem zerrissenen und vielverschlagenen Leben nicht. Blättern wir in Rousseau's Confessionen, so finden wir, daß der Dichter der Heloise umschwärmt wird von Madame Basile, der piquanten Goldschmiedin zu Turin, von der schelmischen Bernerin Fräulein v. Graffenried, von der (allerdings wenig sittlichen) Madame Varenz, Rousseaus „Mama“, die den Dichterliebbling schützend unter ihre Flügel nahm; uns klingen die Namen der Madame de Larnage, einer bezaubernden, aber gleichfalls leichtfertigen Französin, einer Madame d'Epinah, einer langjährigen Gastfreundin Rousseau's sowie der Madame d'Houdetot in das Ohr, die dem fünfundvierzigjährigen Philosophen die stärkste Leidenschaft seines Lebens einflößte. Endlich dürfen in dem Liebesregister die Marschallin von Luxembourg und die Herzogin von Montmorency nicht fehlen, die durch Rousseau selbst uns geschildert, dem Kenner der Literatur zu anziehenden und vertrauten Gestalten geworden sind.

Der Fund des Herrn N. Chantelauze, bestehend in dem Briefe Rousseau's an Lady Cecile Hobart, den ihn der Zufall bei einem französischen Antiquar entdecken ließ, vollendet nun die Gallerie derjenigen weiblichen Wesen, an die Rousseau sein Herz verlor. Der greise Philosoph, der sich entschlossen, in England einen Unterschlupf gegen seine Verfolger zu suchen, entbrennt in eine Schönheit, deren seelische Harmonie ihn in einen Taumel des Entzückens versetzt; Rousseau sieht in Cecile Hobart den Traum eines Ideals verwirklicht, dem seine romantisch suchende Seele seit Jahrzehnten nachgegangen hat, und dessen Verwirklichung nun seinem geblendeten Auge entgegentritt. Was er mit Julien in Heloise geschwärmt, gewinnt körperliches Bild; die berückende Erscheinung, die den Sechzigjährigen in Banden schlägt, dünkt ihm die wahrhaft erlebte Göttin seines Lebens, die jung, schön und vornehm, mit außergewöhnlicher Bildung, die den Rousseau'schen Gedankenflug vollkommen zu würdigen verstand, einen überströmenden Born der Empfindung vereinigte. Und seltsamer Weise thut dem rein idealen Freundschaftsverhältniß der Umstand nicht Abbruch, daß Cecile verlobt war mit einem jungen Manne, der gleichfalls in Rousseau das erste Gestirn seines Jahrhunderts bewunderte. Rousseau, sonst dem Argwohn und Haß nicht abgeneigt, zeigt keine Spur von Eifersucht gegen den beglückteren jüngeren Nebenbuhler, er tritt in die Stellung eines älteren Freundes, und indem er sich vorbehält vor seiner Schönen anbetungsvoll zu knien, betrachtet er ihr Verhältniß zu ihrem Bräutigam mit väterlichem Blick und segnet selbst die glücklich Liebenden. Es ist nicht bekannt, wie lange dieses

ganz einzige Verhältniß gedauert hat; aber der Brief, den wir im Nachfolgendem mittheilen, beweist, wie das Liebesereigniß dem nach Frankreich zurückgekehrten Rousseau lange und mächtig in der Seele nachklingt und einen jener Höhepunkte seines inneren Lebens bildet, der allem Pessimismus zum Trotz ihn veranlaßt, in lyrisch rhapsodischem Schwunge, der hin und wieder an das Erhabene streift, seinem überquellenden Herzen Luft zu machen.

Jean Jaques Rousseau an Lady Cecile Hobart.

Monquin, den 28. März 1770.

Ich habe irgendwo gesagt, Cecile, wenn sich das Herz der Sehnsucht nach Liebe öffnet, thut es sich auch der Trübsal des Lebens auf. Diese Wirkung ist unabweislich; sie wird durch ein Gefühl voll süßem Reize erzeugt, in Folge dessen wir nicht etwa unser Glück genießen, sondern unter der Last einer Seligkeit erliegen, welche zu groß ist, als daß die menschliche Natur sie vertragen könnte. Die Liebe schließt uns gegen Alles ab, entfremdet uns Allem; man erstickt sich selbst und lebt nur noch in dem geliebten Gegenstande. Eine unbewußte Traurigkeit überkommt unser Herz; unmerklich umstrickt sie es in tausend Schlangenwindungen, aus denen es sich nie wieder losreißen kann.

Wenn Gott die Erde zum Paradiese hätte machen wollen, so hätte er sie mit glücklich Liebenden bevölkert und ihnen alle Voraussicht benommen; denn der Gedanke an die Zukunft ist ein schleichendes Gift für die Liebe. Man empfindet unwillkürlich, auf welch gebrechlichem Grunde unser Dasein ruht, man fühlt, daß, um es sicherer zu gestalten, es vonnöthen wäre, die Natur selbst umzuändern, um dem geliebten Gegenstande eine Unwandelbarkeit, eine Stetigkeit im Sinne des Geschmades zu verleihen, welche der Himmel allem Erschaffenen verweigert. Man richtet seine Gedanken auf die Tage des Alters, deren Frostschauer man im Vorhinein empfindet, und alles Feuer der jungen Tage vermag es nicht, vor der starken Wirkung dieser unheilvollen Annäherung zu beruhigen. Jenseits des Lebens aber gewahrt man ein Grab, und bei dem Gedanken, daß man darin auf ewig mit der Geliebten vereint sein kann, fühlt man es wohl, daß die Seele unsterblich sei. Wo ist der Liebende, der in den Tagen seines Glückes ein Gottesleugner gewesen wäre? Man sieht in dieser Zukunft, die für den Verstand undurchdringlich ist, aber dem fühlenden Herzen im Schimmer der Hoffnung und Illusion strahlt, ein ewig währendes Glück: die Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande, dieses Paradies der Liebenden.

Denke doch, Cecile, an diese so verführerische Hoffnung, die zwei Liebenden beim Scheiden aus dem

Leben winkt. Was Irdisches an ihnen war, wird nach dem Tode von frommen Händen in Einer Grabstätte zusammengefügt werden; was aber in ihnen unsterblich ist, das wird in Ewigkeit geeinigt bleiben. Und da wunderst Du Dich, daß Du den Tod wünschst? Und Du erstaunst, daß Dein Geliebter ihn ersehne? Ah ich staune vielmehr, daß Ihr ihm nicht entgegengeht, und werfe mich vor dem höchsten Wesen in den Staub, welches die Illusionen dieser Zukunft mit dem Maßstabe seiner Weisheit abgemessen hat. Wenn alle Menschen sie so empfunden hätten, wie ich sie jetzt erfasse, so gäbe es keine Menschen mehr auf der Erde.

Nein, Cecile, der Lebensüberdruß ist nicht unbegreiflich, wenn man einzig für die Liebe lebt. Man wünscht zu sterben, nicht um sich zu trennen, sondern weil man hofft, um diesen Preis eine ewige Liebe zu erkaufen. Man wünscht den Gefahren der Unbeständigkeit zu entinnen; man fürchtet die Qualen des Lebens und verlangt nach der Unwandelbarkeit des Todes. Was hat denn dieser gefürchtete Tod eigentlich so Schreckliches? Wenn die Menge, deren Gefühle eine ewige Weisheit abzustumpfen gutbefunden hat, ihn fürchtet, wenn sie sich an das physische Leben klammert, so begreife ich das. Aber kann ein Wesen, das in seinem Herzen alle Empfindsamkeit entwickelt hat, deren es fähig ist, das Dasein lieben? Ich zweifle daran. Es mag Augenblicke geben, wo es dies thut, aber seine Tage sind getheilt, und wollte man Jene, in deren Lauf es den Tod herbeiwünscht, in eine Waagschale werfen, und Jene, die der Liebe zum Leben gehören, in die andere, so würde sich die Waage sicherlich gegen das Grab neigen.

\*) Ich habe im Laufe meiner Jugend stets das Grab vor mir geöffnet gesehen. Ah wie ich diesen gefürchteten Tod so herbeigesehnt habe! Aber ich wagte es nicht ihm entgegenzugehen, denn die Bande der Dankbarkeit fesselten mich an das Leben. Ruhe Dir meine „Bekentnisse“ in's Gedächtniß. Du wirst darin sehen, warum ich am Leben geblieben bin.

In die Schriftstellerlaufbahn geworfen, ohne recht zu wissen wieso, habe ich eine Zeit lang der Eigenliebe gelebt, aber ich habe diesen kurzen Irrthum schwer gebüßt.

Ich habe die Freuden der Liebe genossen, aber der Himmel hat für mich nie die Gefühls- und Leidenschaft der Sinne vereinigen wollen. Mein Herz war von romantischen Ideen (idées romanesques) erfüllt, die es zerfleischt und in denen ich gleichwohl inmitten meiner Verirrungen das wahre Glück des Lebens gefunden habe. Ich

\*) Folgen Ausfälle gegen religiöse Anschauungen.  
Ann. der Red.

zähle vielleicht unter die Menschen, die am meisten Romane gelesen haben, und ich habe sie mit so lebhaftem Interesse gelesen, daß sie mir fast das Leben gekostet hätten. Ich nehme, am Rande des Grabes stehend, die nämlichen Bücher vor, welche mich in meiner Jugend bezaubert haben. Ich lese sie wieder und finde in ihnen mein Herz unverändert wieder; es empfindet dasselbe Entzücken, und meine Augen, so nahe daran sich für immer zu schließen, vermögen noch etliche Thränen zu vergießen. Urtheile nach dieser Schilderung, ob Jean Jaques ein Feind der romantischen Ideen ist. Glaube mir, Cecile, indem man sich mit solchen Ideen umgiebt, windet man Blumen in seine Existenz. Die nackte Wahrheit ist in Bezug auf das Gefühlsleben ein Gift für das Glück. Die Wahrheit ist unserer physischen Existenz angemessen, aber die Illusion ist der Nährstoff unseres geistigen Lebens.

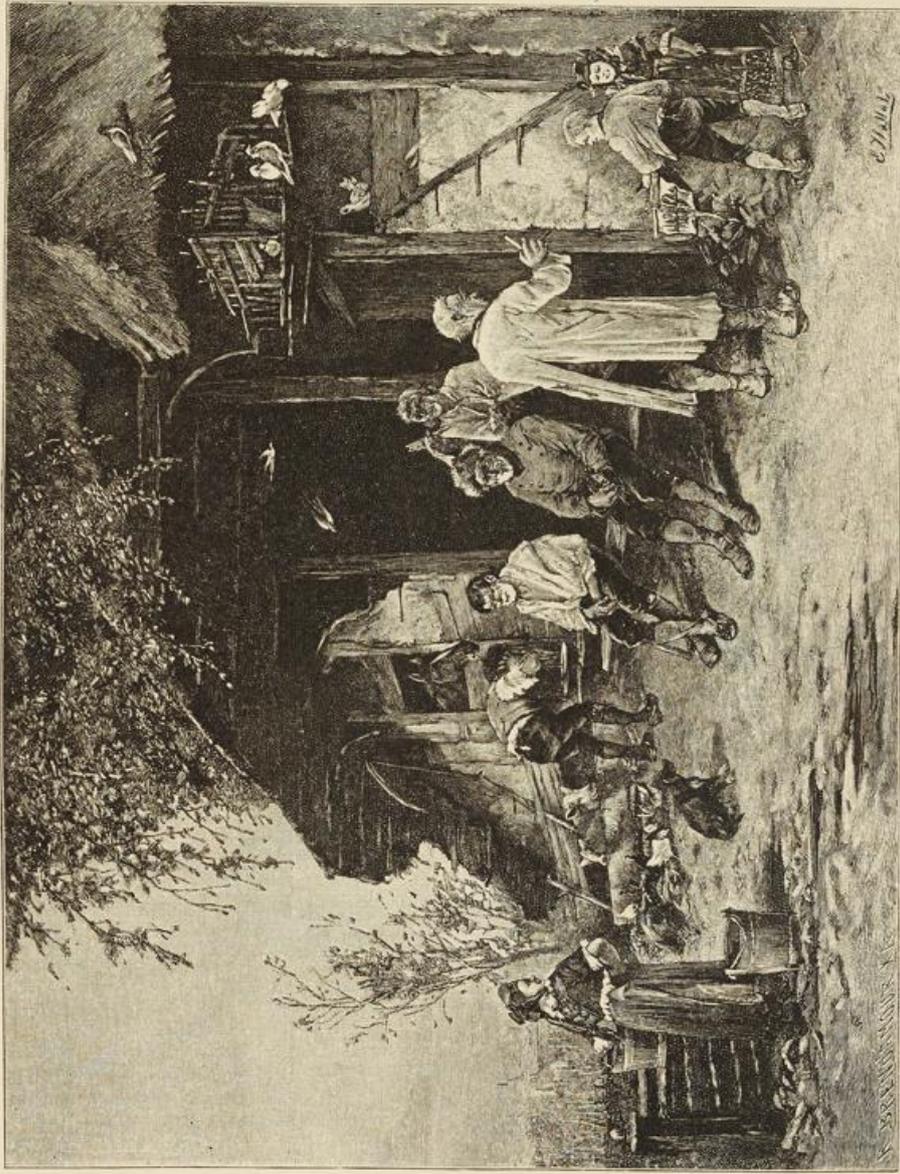
Wo ist der Mensch, der in der Morgenröthe seines Lebens, in jenem glücklichen Alter, wo das Herz sich der Liebe zu einem schönen Ideale öffnet, nicht den sanften Zauber jener himmlischen Ideen empfunden hätte, welche dem Wesen, das sich ihnen erschließt, die ewig reine, gegenseitige, unwandelbare Liebe, die selbstlose Freundschaft, alle glänzenden und fleckenlosen Herzensneigungen versprechen, die durch sich selbst bestehen. Cecile, es giebt vielleicht keinen Menschen, der nicht diesen ersten Augenblick des Glückes empfunden hätte; wenige haben ihn verlängert. Diese Gefühle nützen sich im Umgange mit Menschen gar bald ab, und die trockene Wahrheit läßt jene Keime der Illusion und der Hoffnung welken, welche genügt hätten, das Leben köstlich zu gestalten. Was thut nun ein zu empfindsamer Mensch? Er erfaßt diese Chimären und hält von ihnen zurück, was sie Anziehendes haben. Der Anblick des Menschen zerstört sie — er sucht die Einsamkeit; er findet nur Elende in der menschlichen Gesellschaft — er meidet sie, und bevölkert die Einöde mit Wesen, die seinem Herzen entsprechen. Dies ist alsdann die Zeit der Romane; nicht jener verruchten Werke, darin Nothheelen die Sitten ihres Jahrhunderts beschreiben, sondern der Schöpfungen der Schwärmerei für Tugend und Liebe, in denen gefühlvolle Naturen eine neue Welt geschaffen haben. Er eilt auf Flügeln des Wunsches dahin, um diese Welt zu bewohnen; er erkennt an den begeistertsten Regungen, die er empfindet, daß er einer Heloise, einer Pamela, einer Julie d'Etange würdig sei, und die Gerechtigkeit, die er sich selbst wiederfahren läßt, tröstet ihn über das Unglück, derselben nicht theilhaftig geworden zu sein. Er verehrt Julie, wie man das Andenken einer Geliebten verehrt, welche uns der Tod in dem Augenblicke geraubt hat, wo wir am glücklichsten waren. Er weint Thränen über sein Schicksal, und indem

er sie vergießt, genießt er das einzige Glück, das es noch auf Erden giebt — — — — —

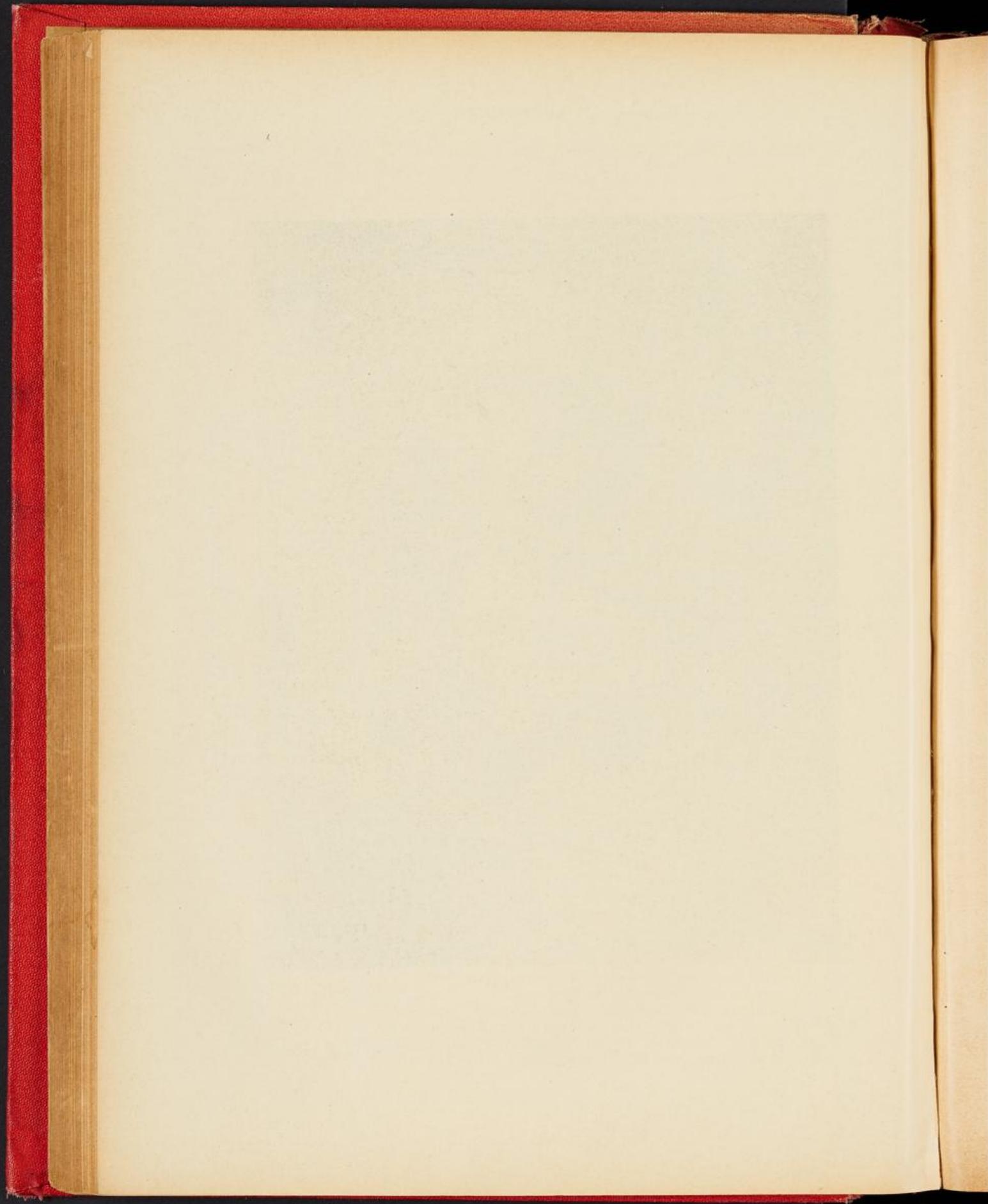
Glücklich, wer bis an den Tod alle Empfänglichkeit des Jünglingsalters bewahren kann. Ich habe sie bewahrt, Cecile, und ich verdanke dieses Heil den romanesken Ideen. Ich habe es zu schwer erfahren: Den Verderbten ist Alles Roman, und diesem entarteten Jahrhundert ist die Liebe ein Roman, und die Tugend nicht minder. Der Heroismus des Alterthums ist ihm ein Blendwerk und die Geschichte der Römer eine Lügenschule. Was haben die Menschen dabei gewonnen, ihr Herz so zu vertrocknen, ihm Das zu rauben, wodurch es sich sonst bis zum Himmel erhoben? Welchen Nutzen hat ihnen diese kaltherzige Philosophie gebracht, welche sie in den Morast der Selbstsucht hinabzieht? Cecile, mit den Illusionen sind auch alle Tugenden erblichen, und ohne über den Gegenstand hinauszuschweifen, welcher uns berührt, was ist jetzt die Liebe? Denke daran, daß ich diese Frage nicht an Dein Herz, sondern an Deinen Verstand richtete. Ich will nicht wissen, was sie Dir scheint, sondern was Du meinst, daß sie Deinen Zeitgenossen sei.

Man hat den Vergnügungen nachgestellt, aber indem man sie von Allem, was sie läutert und adelt, entkleidete, hat man sie gemein und verwerflich gemacht. Jene Wünsche, welche Kinder der Einbildungsgabe sind, sind dahingeschwunden; diejenigen, welche die Ausschweifung erzeugt, sind an ihre Stelle getreten, und man hat alsdann die Nichtigkeit jener brutalen Wollust erkannt, welche wohl den Sinnen genügen mag, aber die Seele unbefriedigt läßt.

Sage mir, göttliches Geschöpf, ob der Genuß der reinen Liebe nicht an sich selbst etwas wahrhaft Himmlisches ist. Sage mir, ob es die sinnliche Lust ist, welche sie so begehrenswerth macht. O Gott, welcher Irrthum! Die Empfindung, die uns durchglüht, die den Preis dieser wonnevollen Augenblicke ausmacht. Welcher Liebende lebt in diesem Augenblicke in eigenem Genuße? Nein, nein, er athmet nicht für sich selbst, er berauscht sich in dem Rausch der Geliebten; er stirbt, er steht wieder und lebt in ihm. Jedermann vermag es, den Genuß der Vereinigung der Geschlechter zu schildern, soweit er materiell ist; wer aber, wenn es nicht ein Gott ist, wagte es, die Wonne der wahrhaften Liebe niederzuzeichnen und zu sagen: Das ist es, was Ihr empfindet, das sind die Grenzen Eurer Entzückung. Nein, nein, unsre Ohnmacht einen so köstlichen Zustand darzustellen, ist ein Beweis seiner Herrlichkeit. Der Himmel, welcher das Leben verschönern wollte, hat uns gestattet ihn zu empfinden, aber er hat uns das Vermögen verjagt, ihn zu schildern. Die Schilderung eines solchen Glückes hätte genügt, uns dasselbe zu



Eingeseift. Nach dem Gemälde von E. Hallah.



verleihen, und das Leben wäre durch die nämlichen Mittel erloschen, welche eingeseht worden sind, um es zu bewahren.

Die Empfindsamkeit ist eine Herzengabe, welche nicht ohne Nahrung bestehen kann; sie ist das heilige Feuer, aber man muß es unterhalten.

Dies, Cecile, ist die Wirksamkeit, welche die himmlische Seite unseres Lebens bildet, und zu ihr bin ich zurückgekehrt. Anfangs haben die Romane mein Herz bewegt; ich habe sie um der Menschen willen verlassen, und ich habe sie wieder aufgesucht, als ich die Menschen gekannt habe; sie werden mich fortan nicht verlassen. Jene vorzüglich, darin das Unglück ein liebendes Weib zum Lebensüberdruß führt, sind mir am theuersten — ich weine über sie mit einer Wollust, der sich nichts vergleichen läßt; ich fühle, daß, wenn ich ein Weib gewesen wäre, auch ich getäuscht worden wäre und denselben Muth gehabt hätte. Ich hätte bei dem ersten Schicksalschlage meinem Leben ein Ende gemacht, dies ist zweifellos.

Woran ist es gelegen, daß ich nie eine andere wahre Liebe empfunden habe, als jene zu meinen eigenen Phantasiegebilden? Woran Cecile? An diesen Gebilden selbst; sie haben mir alles Andere verleidet. Seit vierzig Jahren trage ich in meinem Innern das Bild jener, die ich an bete. Ich liebe sie mit einer Beständigkeit, einem Entzücken, welche unaussprechlich sind. Es blieb mir nur noch übrig, ihr einen Körper zu leihen. Aber der Himmel hat mir diese Macht verweigert und sie in meinem Herzen gelassen.

Ich hatte mit der Hoffnung, ihr jemals zu be-

gegnet, auch den Eifer, sie zu suchen, verloren, als Du mir erschienst. Es war eine Thorheit, eine Ueberspanntheit, wenn Du willst, daß ich mich einen Augenblick dem Zauber Deines Anblickes hingab, aber es lag nicht an mir, mir nicht zu sagen: da ist sie! Dies ist mir bei keinem

anderen Weibe geschehen. Noch seltsamer aber ist, daß ich Dich sprechen gehört, ohne meine Meinung zu ändern. Was das Ideal meines Herzens dachte, das sprachst Du zu meinem Ohre. Ich kann nicht sagen, daß Du etwas Höheres seiest als mein Phantasiegebilde, da Du die Verwirklichung desselben bist; aber mein Herz sagt mir, daß dieses Lob seinen Werth hat.

Was mich an Dir entzückt, das ist die glückliche Mischung von edlem Stolze und von Sanftmuth, von Hoheit in Deiner Haltung und Zwanglosigkeit gegenüber Deinen Freunden. Wenn ich in diese so prachtvollen Augenblicke, welche den Sterblichen zu sagen scheinen: Knieet nieder und betet an! wenn ich sie sich mit Thränen rüsten sehe, wie aus ihnen auf Deinen Marmor-

naden Zähren niedersiezen, welche reiner sind als der Thau des Morgens, dann, Cecile, wünsche ich zu sterben, hoffend, daß jenseits des Weltalls die Liebenden kein Alter mehr haben. O Gott, welche glücklichen Augenblicke hast Du mir gewährt! Sie erfüllen mit ihrem Andenken die Tage, die mir noch übrig bleiben. Ah, mein Sohn\*) wird keine Eifersucht empfinden, wenn er diese Zeilen liest. Jedes Alter hat sein besonderes Glück, und die

\*) Der Geliebte Cecils.



Bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von G. Laeberenz. Photographie-Berlag von Fr. Hanffängl in Wien.

Liebe eines Greises nährt sich von anderen Günstbeweisen, als jene die der Jugend vorbehalten sind.

O wie stolz mich Deine Anerkennung meiner Schriften gemacht! Erinnerst Du Dich daran, wie ich Dir Heloise vorlas, und Du mir sagtest, indem Du Dich auf meine Kniee niederliegest: „Jean Jaques, was Du geschrieben hast, war da,“ wobei Du auf Dein Herz deutetest? O Gott, wie ich dieses Buch in diesem Augenblicke anbetete! Es flöhte mir eine solche Ehrfurcht ein, daß ich hätte vergessen wollen, daß es das Werk meiner Hände sei, um meine Abgötterei vor mir selbst zu beschönigen.

Und das Lebensbild Sophiens, das ich Dir vor Dir auf den Knien vorlas, Erinnerst Du Dich daran? Dein Geliebter, mein Sohn, hebt mich auf, setzt mich auf einen Stuhl, und im selben Augenblicke sehe ich Euch beide zu meinen Füßen. Ich glaube, Du nanntest mich: Göttlicher Mann! Ah, Du irrtest Dich nicht, Cecile, denn Ihr habt mich damals zu einem Gotte gemacht.

Wie im Leben habe ich es leiden mögen, Jemanden meine Schriften vorzulesen, als meinem Sohne und Dir. Aber was will denn dieser Jüngling, der als Dritter zwischen einen alten Anbeter und eine junge Gottheit tritt? Eigenthümlich aber, und ohne Zweifel sehr romanesk ist es, daß ich ihn von ganzer Seele liebe, und dies ohne Eifersucht. Er ist mir theuer, weil Du ihn liebst. Er liebt mich, weil ich Dein Jean Jaques bin; dies ist das Band, das uns verknüpft“ — — —

Wer aber war diese Cecile Hobart? Etwa eine Verwandte Hume's? Wir wissen es nicht. Hume, so heißt es, bot Rousseau ein Asyl in Wootton, um sich die Ehre des Schutzes des berühmten Mannes zu vindiciren, und klagte in Folge über die Vergrüßung seines Gastes, seine menschenscheue Hypochondrie und seinen Undank; Rousseau dagegen zieh Hume der Falschheit und der Treulosigkeit.

Bedenken wir, daß seit dem trojanischen Kriege die Frauen die Ursache des Bruches zwischen den Männern sind, so wäre der Fall nicht ausgeschlossen, daß die schöne Cecile, unbeschadet ihrer Tugend und Herrlichkeit, der geheime, wer weiß, vielleicht unwissentliche Grund gewesen ist von der uns unliebsam berührenden Verfeindung der beiden bedeutenden Männer. Interessant wäre es, wenn die Literarforschung über diesen Punkt ein weiteres Licht zu verbreiten im Stande wäre. Und da wir uns auf das Feld der Conjectur begeben, können wir zum Schluß auf die Gefahr hin, uns den chau-

vinistischen Zorn der französischen Literarhistoriker auf das Haupt zu laden, uns des Gedankens nicht begeben, daß, wie in Rousseau's Geist und Charakter eine stark anklingende deutsche Ader sich zeigt, der ganze Mann von deutscher Abkunft ist. „Rousseau“, etwa gleich unserem deutschen „Kothkopf“, stammt höchst wahrscheinlich aus einer in die französische Schweiz eingewanderten deutschen Familie. Die Franzosen seiner Zeit, in ihrem antigermanischen Instinct, beschden ihn; er steht ihren ersten Instanzen Rede und geht in schneidigem Zorn von der Defensiv zum Angriff über und zeigt in seiner ganzen Kampfesweise jene Unerjrockenheit, die im naiven Bruch mit dem herrschenden System das Pathos der subjectiven Innerlichkeit hervorkehrt, die auf's Lebhafteste an unsere großen Reformatoren und staatsbildenden Politiker erinnert. Der fanatische Convent der Franzosen schleppte gerade mit Vorliebe den Theil des Landesadels auf das Schafot, in dem nachweislich deutsches Blut pulsrte; die heutige Revanche, von der Frankreich träumt, geht abermals auf die Vernichtung des Deutschtums; unsere transschenanischen Nachbarn sollten endlich einsehen lernen, daß in der Freundschaft, ja der Blutsverbrüderung der Völker kein Fluch inbegriffen ist. — Ein neuer potenziertes Rousseau mit schlechthin ethisch germanischer Anschauung thäte nicht nur der Literatur, nein auch der Politik und dem Gemeinwesen der Franzosen außerordentlich wohl. Wir aber bekämen endlich Ruhe und könnten, anstatt unser Geld in Bajonette und Kanonen zu stecken, in segensreicher Friedensarbeit unser deutsches Reich ausbauen und nebenher in erhöhter Beschaulichkeit unsern deutschen Parnaß pflegen, der all der großen Kriegsherrlichkeit gegenüber, deren Sinnpruch: *para bellum, si vis pacem*, doch immer nur eine zweite bis fünfte Rolle spielt. Begegnen sich die Völker im Sinn der Rousseau'schen Humanität, so ist der wirkliche Grundstein gelegt von dem vielgeträumten chiliaistischen Reiche der Menschheit.

Leider ist der Schluß des Briefes verloren gegangen; wir fragen den Leser, ob derselbe nicht mit den besten Stellen der berühmtesten Werke Rousseau's den Vergleich aushält? Uns dünkt, der alternde Dichter redet nicht nur für sich, er giebt dem ganzen stärkeren Männergeschlechte den Trost, daß die Abnahme des Geistes keineswegs eine unerläßliche Bedingung des Alters ist; weilt auch der Körper, der Poet und Philosoph, der echte Mensch hält sich jugendfrisch bis an das Ende. —



## Asathor's Rache.

Von

H. H. Boyesen.

1.  
Grad' auf an der steilen Bergwand lag Kwaerk's Hof. Wie nur ein vernünftiger Mensch auf den Einfall gerieth, ein Haus an dieser Stelle aufzuführen, wo nur Ziegen und Falken ohne Beschwerde den Zugang fanden! Die Leute des Kirchspieles mußten immer verwundert den Kopf darüber schütteln. Nun, Lage Kwaerk war der Baumeister nicht gewesen, so konnte man ihn nicht für die Lage des Gebäudes verantwortlich machen. Und von einem Platze wegziehen, wo das Leben des Menschen tiefe Wurzeln geschlagen hat, wäre es auch in den Spalten und Rissen von Steinen und Felsen, das hieße so ziemlich seine Kraft brechen. Ein alter Baum kommt nur kümmerlich in neuem Boden fort. So dachte Kwaerk, und so sagte er, wenn seine Frau Elsie von ihrer sonnigen Heimstätte an dem Flusse erzählte.

Kwaerk war grämlicher Laune von Natur, doch hatte er auch heitere Augenblicke und die pflegten sich in der Regel einzustellen, wenn seine Tochter Nasa bei ihm war. Er mochte wohl auch das einzige Wesen sein, dem Nasa's Gegenwart Vergnügen bereitete; auf andere schien sie eine entgegengesetzte Wirkung zu üben, denn Nasa war — wie alle behaupteten, die sie kannten — das eigenartigste Geschöpf, das je geboren worden; doch vielleicht kannte sie keiner genau; ob ihr Vater Recht hatte, konnte Niemand verrathen, wenigstens Niemand außer ihm selbst.

Nasa war ihrem Vater sein Alles; sie war seine Vergangenheit und war seine Zukunft, sein Hoffen und sein Streben; übrigens läßt sich nicht in Abrede nehmen, daß diejenigen, welche sie ohne persönliche Bekanntschaft beurtheilten, in einer Hinsicht ebensovohl Recht hatten, wie er; denn dies war Thatsache, sie war sonderbar, höchst sonderbar. Sie

sprach, wenn sie hätte schweigen sollen, und sie schwieg, wenn sie hätte den Mund aufthun müssen; sie weinte, wo das Lachen am Platze gewesen wäre, und sie lachte, wo sie hätte weinen müssen; aber ihr Lachen wie ihr Weinen, ihr Reden wie ihr Schweigen schien aus dem Innersten ihrer Seele zu entspringen, als würde es durch etwas veranlaßt, das man weder zu hören noch zu sehen vermochte. Es war ziemlich einerlei, wo sie sich befand; wenn ihr die Thränen kamen, so gab sie denselben freien Lauf, wie wenn sie schon lange das Bedürfniß dazu empfunden hätte. Niemand weinte so wie sie, und „weinen wie Nasa Kwaerk“ war zu einer sprichwörtlichen Redensart in dem Kirchspiele geworden. Und gar ihr Lachen! Thränen sind recht ungelegen, wenn sie zur Unzeit kommen, aber Lachen ist schlimmer; und wenn die unglückliche Nasa auf einmal in ein schallendes Gelächter in der Kirche ausbrach, und zwar eben, wenn der Pfarrer den Segen erteilte, so hatte ihr Vater seine peinliche Noth, daß die empörte Gemeinde sie nicht ergriff und wegen Störung des Kirchenfriedens vor das Gericht schleppte. Wäre sie arm und unansehnlich gewesen, dann hätte es keine Rücksicht mit ihr gegeben, glücklicherweise war sie sowohl vermögend als hübsch, und dem Reichthum und der Schönheit wird viel nachgesehen.

Nasa's Schönheit war jedoch ebenfalls von ganz ungewöhnlicher Art, nicht die an ihrem Geschlechte übliche sanfte Milde, sondern etwa die Schönheit eines Falken, der auf einen Schwarm argloser Sperlinge niederschießt oder um einsame Klippen schwebt, oder auch die schaurige Tiefe eines düstern Moores, in welches das Auge mit grauemd Ahnen blickt und die unheimlichen Sagen, die sich daran knüpfen, aus seinem Grunde aufsteigen und über die Fichtenzwipfel im Morgennebel huschen zu sehen meint.

Gleichwohl war Aasa nicht schwarz, ihr Haar war prächtig blond wie ein Weizenfeld im August, ihre Stirn hoch und klar, und Mund und Sinn waren wie mit dem Meißel geformt; nur ihre Augen waren ein wenig dunkler, als sie es im Norden gemeinlich sind, und je länger man hineinschaute, desto dunkler erschienen sie, gerade wie der Moorsumpf, der, wenn man lange genug hineinblickt, einem so tief vorkommt wie der Himmel darüber, das will sagen, nur Einbildung und Glauben gewährt einen Begriff von seiner unendlichen Tiefe. Doch wie lange man Aasa anschauen mochte, man war nie ganz sicher, daß man auch von ihr wahrgenommen wurde; sie schien nur halb zu bemerken, was um sie her vorging, der Blick ihrer Augen war stets zum größeren Theile nach innen gerichtet, und wann er am klarsten aussah, so konnte es sich zutragen, daß sie nicht zu sagen vermochte, wie viele Jahre sie schon am Leben war oder welchen Namen ihr der Vater in der Taufe beigelegt.

Jetzt war Aasa achtzehn Jahre alt, sie konnte stricken, weben und spinnen und es war an der Zeit, daß sich Freier einstellen sollten. „Aber das ist die Folge davon, wenn man an einem solchen Orte außerhalb des Weges lebt,“ sagte ihre Mutter; „wer wagt seine Glieder daran, den halbschweren Felsen zu erklimmen? und der Gangweg um den Wald ist viel zu lang für einen Freiersmann.“

Außer dem Handhaben des Webestuhles und des Spinnrades hatte Aasa sich auch vollkommene Geschicklichkeit im Buttern und Käsebereiten erworben, und wenn Elsie über ihr sonderbares Wesen Kummer empfand, so tröstete sie sich doch immer mit dem Gedanken, daß Aasa für den Mann, der sie nehmen würde, eine vortreffliche Hausfrau abgäbe.

Kwaerk's Hof hatte in der That eine eigenthümliche Lage. Etwa hundert Fuß von dem Hause erhob sich steil und drohend die rauhe Bergwand und der Felsen selbst war in höchst auffälliger Weise einwärts gebogen und bildete oben ein weit gespanntes Schirmdach, das sich ausnahm, als ob es ein ungeheures Eingangsthor in's Gebirge wäre. Eine kurze Strecke tiefer endete die geneigte Flur der Felder an einem steilen Abhange; weit unterhalb lagen die übrigen Höfe des Thales wie kleine rothe oder graue Punkte zerstreut umher und der Fluß schlängte sich wie ein heller Silberstreifen im Schatten des düsteren Forstes. Ein Steg führte an dem Felsen hinab, steil genug, eine Weis oder einen fetten Burschen zum Klettern zu verlocken, wenn der Preis des Wagnisses lohnend genug war; die richtige Straße nach Kwaerk's Hofe machte einen langen Umweg um den Forst und erreichte das Thal weit oben an dessen nördlichem Ende.

Früchte auf Kwaerk zu bauen war nicht leicht. Im Frühlinge lag das ganze Thal offen und grün

da, ehe der Schnee oben zu schmelzen begann, und die Nachtfrost stellten sich noch ein, wenn die Felder längs des Flusses behaglich den Sommerthau einjogen. In solchen Fällen pflegte der gesammte Hausstand von Kwaerk die ganze Nacht auf den Beinen zu bleiben und an beiden Seiten der Kornfelder hin und her zu gehen; je zwei hielten ein langes Seil zwischen sich und zogen es langsam über die Spitzen des Roggens, um zu verhüten, daß der Reif sich festsetze, denn so lange die jungen Halme in Bewegung waren, erfroren sie nicht. Aber was trotz Schnee und Nachtfrost gedieh, das waren Märchen und Sagen, und just die Unfruchtbarkeit des Bodens schien dem Gedeihen derselben am förderlichsten zu sein. Aasa hatte sie alle gehört und wußte sie auswendig, sie waren von ihrer Kindheit an ihre Lieblingsfreude und ihre einzige Unterhaltung gewesen. Alle Leute des Hausstandes kannten sie ebenfalls und noch manche andere dazu, und wenn man sie fragte, wie es gekommen, daß der Hof von Kwaerk wie ein Adlerhorst an den Rand eines Abgrundes gebauet worden, so erzählte sie folgende Sage:

Sanct Olaf, Norwegens frommer König, war in seiner Jugendzeit als Wikinger über den weiten Ocean gefegelt und hatte in fernen Landen die Lehre Christi, des Weißen, kennen gelernt. Als er heimkehrte und den Thron seines ererbten Königthums antrat, führte er Wachskerzen und schwarz gekleidete Priester mit sich und gebot dem Volke, die Altäre des Odin und Thor niederzureißen und allein an Christus, den Weißen, zu glauben. Wagte einer noch den alten Göttern ein Pferd zu schlachten, dem schnitt er die Ohren ab, legte seinen Hof in Asche und vertrieb ihn heimathlos von den rauchenden Trümmern. Hier in unserem Thale war der alte Thor, oder wie man ihn nannte, Athor, unser Helfer zu Rache und Sieg gewesen und die huldreiche Freia hatte uns manch' liebes Jahr schöne und fruchtbare Sommer gewährt. Deshalb gaben die Bauern wenig Acht auf König Olaf's Gott und fuhren fort, ihre Opfer dem Odin und Athor darzubringen. Die Kunde davon gelangte zu des Königs Ohren; der lud seinen Bischof und fünf Priester und zog aus unser Thal zu besuchen. Als er hier angekommen, rief er die Bauern zusammen, stellte sich auf den Tingstein, sprach zu ihnen von den großen Werken, die der Weiße Christus vollbracht, und hieß sie zwischen diesem und den alten Göttern wählen. Ein Theil war nachgiebig und empfing die Taufe von den Priestern des Königs; andere kniffen die Lippen zusammen und schwiegen; wieder andere standen fest und erklärten dem Heiligen Olaf, sie hätten sich mit Odin und Athor allezeit wohl befunden und wollten dieselben nimmer aufgeben für Christus den Weißen, den sie nie gesehen

und von dem sie nichts wußten. In der folgenden Nacht krähete der rothe Hahn\*) über zehn Höfen des Thales und diese gehörten denen, welche gegen König Olaf's Gott gesprochen hatten. Darauf zogen die Bauern in Haufen zum Ringstein und nahmen die Taufe Christi des Weißen an. Einige Wenige, die mächtige Verwandte im Norden hatten, flohen und trugen die schlimme Kunde umher. Nur ein Einziger floh nicht, noch ließ er sich taufen; dieser Eine war Lage Alfson Kwaerk, der Ahnherr des jetzigen Besitzers von Kwaerk. Er schlachtete sein bestes Roß an Asathor's Altare und gelobte ihm alles darzubringen, was er begehre, selbst sein eigenes Leben, wenn er ihn gegen die Rache des Königs schütze. Asathor erhörte sein Flehen. Als die Sonne niederging, erhob sich ein Sturm mit dicker, düsterer Finsterniß, die Erde bebte, Asathor ließ seinen Wagen mit betäubendem Donner am Himmel rollen und schwang seinen Hammer nach rechts und nach links und der krachende Blitz zuckte durch die Luft wie ein feuriger Hagelschauer. Da zitterten die Bauern, denn es war ihnen ein Zeichen, daß Asathor zürnte. Nur der König saß ruhig mit seinem Bischofe und den Priestern und labte sich an nußbraunem Meth. Das Unwetter tosete bis zum Morgen. Als die Sonne aufging, berief Olaf seine hundert Knappen, schwang sich in den Sattel und ritt hinab an den Fluß. Wer das zornige Funkeln seiner Augen und den finsternen Groll auf seiner königlichen Stirne sah, der konnte sich denken, wem es galt. Aber als Olaf den Fjord erreichte, begegnete sein Auge einem wunderlichen Anblicke. Wo am Tage vorher der Fahrweg sich den Abhang hinauf nach Kwaerk's Hofe geschlängelt hatte, da war jetzt ein wilder Bergsturz; der Felsen war in tausend Stücke zersplittert und eine tiefe Schlucht, als hätte ein einziger Schlag mit einem ungeheuren Hammer sie gerissen, trennte den König von seinem Widersacher. Da machte Sanct Olaf das Zeichen des Kreuzes und murmelte den Namen Christi des Weißen; aber seine hundert Knappen machten das Zeichen des Hammers unter ihren Mänteln und dachten: Asathor lebt noch!

In derselben Nacht schlachtete Lage Alfson Kwaerk einen schwarzen Widder und dankte dem Asathor für seine Rettung. Und die Saga berichtet, als er das Blut auf den Altar sprengte, da erschien ihm der Donnergott selber und er sah wilder aus als der wüthendste wilde Türke. Widder, sagte er, sind eine wohlfeile Waare, mit ihr kauft man kein Gelöbniß ab. Brynhild, seine Tochter, war der Preis, den Asathor verlangte. Kwaerk bat und

flehete, er möge etwas anderes fordern; er wollte ihm gern einen von seinen Söhnen darbringen, denn er hatte drei Söhne, aber nur eine einzige Tochter. Asathor ließ sich nicht erweichen; doch Kwaerk hörte nicht auf zu bitten, bis Asathor einwilligte über's Jahr wiederzukommen, bis dahin möge sich Kwaerk wohl mit dem Gedanken, Brynhild zu verlieren, ausgeföhnt haben.

In selbiger Zeit erbaute König Olaf für Christus den Weißen eine Kirche auf dem Hauptplatze am Ufer, die steht noch bis auf den heutigen Tag. Jeden Abend, wenn die große Glocke zwischen den Bergen ertönte, meinten die Pfarrkinder ein schweres, fast klägliches Seufzen oben in den Felsen von Kwaerk zu vernehmen, und an den Sonntagmorgen, wenn das helle Geläute sie zum Hochamte rief, ein dumpfes Stöhnen, das sich unter die Glockenklänge mischte und mit dem letzten Widerhalle erstarb. Lage Alfson war kein furchtbarer Mann, aber die Kirchenglocken trieben ihm manchmal das Blut aus den Wangen, denn er vernahm das klagende Stöhnen, das von den Bergen drang.

Das Jahr verging und Asathor erschien wieder. Wenn er indeß seinen Namen nicht gesagt hätte, so möchte Lage ihn schwerlich erkannt haben; daß ein Jahr einen Gott so gewaltig verändern könnte, würde er nimmer geglaubt haben, hätte er sich nicht mit den eigenen Augen überzeugt. Asathor's Backen waren blaß und blutlos, der Glanz seiner Augen halb erloschen und sein graues Haar fiel in wilder Unordnung über die Stirn.

„Mein, Du siehst heute erbärmlich aus!“ sagte Kwaerk.

„Das machen die verwünschten Kirchenglocken,“ antwortete der Gott; „die lassen mir keine Ruhe bei Tag und bei Nacht.“

„Aha! dachte Kwaerk, sind die Glocken des Königs mächtiger als Du, so ist noch Hoffnung vorhanden meine Tochter zu retten.“

„Wo ist Brynhild, Deine Tochter?“ fragte Asathor.

„Ich weiß nicht, wo sie sich aufhält,“ antwortete der Vater, und er wendete kurzweg seine Augen nach dem goldenen Kreuze, das von Sanct Olaf's Kirchturm über das Thal glänzte, und mit lauter Stimme rief er den Namen des Weißen Christus. Da stieß der Gott ein fürchterliches Geheul aus, sank auf den Boden, krümmte sich und schäumte und versank in den Felsenrund. Im nächsten Augenblicke vernahm Kwaerk eine heisere Stimme, die aus der Tiefe rief: „Ich komme wieder, Lage Alfson, komme, wann Du mich am wenigsten erwartest!“

Lage Alfson Kwaerk machte sich an's Werk einen Weg durch den Forst zu bahnen, und als dies geschehen war, rief er alle Leute seines Hausstandes zusammen und erzählte ihnen von der Herrlichkeit

\*) „Der rothe Hahn kräht,“ ist ein, auch in Deutschland bekannter Ausdruck, der in der altnorwegischen Saga angelegtes Feuer bedeutet.

des Weißen Christus. Und nicht lange danach nahm er seine Söhne und seine Tochter und zog mit ihnen gen Süden, bis er den König Olaf traf. Und die Saga berichtet, daß sie alle vor ihm auf die Kniee fielen, ihn um Verzeihung baten und die Taufe von dem Bischofe des Königs selber empfangen. So endete die Saga von Lage Alfson Kwaerk.

## 2.

Aasa Kwaerk hatte ihren Vater recht lieb, besonders aber im Winter. Wenn sie zur Winterszeit beim Scheine des knisternden Spahns am Spinnrade saß, übte seine stumme Anwesenheit einen wunderbar milden, beruhigenden Einfluß auf sie. Dann lachte sie nie, und selten kam es vor, daß sie weinte. Wenn sie seine Augen auf ihr ruhen fühlte; dann war es, als ob ihre Gedanken, ihre Gefühle und ihr ganzes Sinnen und Dichten nach und nach aus dem geheimen Verstecke gelockt würden und sich um ihn jammelten, und von ihm wagten sie sich, erst schüchtern, dann muthiger und dreister, zum Erfassen der Gegenstände seiner Umgebung. Zu solchen Zeiten konnte Aasa plaudern und scherzen wie andere Mädchen, und ihre Mutter, für die „andere Mädchen“ das Muster weiblicher Vollkommenheit bildeten, pflegte bedeutungsvolle Blicke voll Hoffnung und Ermunterung nach ihrem Manne zu werfen und er mit beifälligem Nicken zu antworten, was sagen wollte, daß er ganz einverstanden mit ihr sei. Dann gab sich Elsie vergnügten Vorstellungen von Freiern und emsigen Hausfrauen hin und selbst Kwaerk träumte vom Wiederaufblühen des alten Familienglanzes. Alles hing von Aasa ab. Sie war die letzte eines mächtigen Geschlechtes.

Aber wenn der Sommer herankam, zerstoben die hoffnungsreichen Aussichten; die Frühlingslüfte, die anderen Menschen Lebenslust und Sonne zuwehen, brachten Kwaerk nur Sorge. Sobald die Bergwässer zu schwellen begannen, stellte sich bei Aasa das Lachen und Weinen wieder ein; und wann die ersten Birken im Thale Knospen trieben, ließ sie sich nicht länger im Hause halten. Bitten wie Drohungen waren vergeblich. Vom Morgengrauen bis zum Abend schwärmte sie umher in Wald und Feld, und wenn sie spät Abends sich ins Gemach stahl und stets in denselben Winkel schlich, dann stieß Kwaerk einen tiefen Seufzer aus und dachte an die alte Ueberlieferung.

Aasa war neunzehn Jahr alt geworden, ohne daß sich ein einziger Bewerber einfand; doch als sie es am wenigsten erwartete, stellte sich ein Freiersmann ein.

Es war spät an einem Sommerabende; das junge Mädchen saß am Rande der Schlucht, summite alte Märchen und blickte träumerisch in den Ab-

grund zu ihren Füßen. Nicht zum ersten Male war sie an dieser Stelle, wohin sich selten ein menschlicher Schritt wagte; jeder Erlensbusch, jeder Brombeerstrauch, der an den kahlen Wänden des Felsens wuchs, war ihr so bekannt, wie die Astknoten und das Geäder an der Decke der Kammer, in der sie von Kind auf ihre Schlafstätte gehabt. Und wie sie da saß am Rande der Schlucht, warf die abendliche Sommer Sonne ihren röthlichen Schein auf sie und auf die Nebel, die aus der Tiefe aufquollen. Mit dem Blicke verfolgte sie die wogenden Nebelmassen und als dieselben höher und höher stiegen, dachte sie verwundert, ob sie wohl bis zu ihr dringen würden. In ihrer Träumerei sah sie sich selbst über den weiten Himmelsraum tanzen, gekleidet in die sonnengoldigen Abendnebel, und Sanct Olaf, der große und heilige König, kam zu Rosse heran zu ihr; er ritt einen flammenden Streithengst, der aus dem Glorienscheine von tausend Abendglühen gebildet war, und Sanct Olaf nahm sie bei der Hand und hob sie zu sich empor und sie saß bei ihm auf dem flammenden Schlachtross; aber der Nebel lauerte in der Tiefe unten, und indem er sich erhob, breitete er sich wie ein dünner, halb unsichtbarer Flor über die Wälder und Felder und verlor sich zuletzt in dem unendlichen Raume.

Doch horch! ein ungeheurer Stein rollt über den Bergrücken in die Tiefe, dann noch einer und noch einer; das Getöse wächst, die Birken unten in der Schlucht beben und schwanken. Aasa lehnte sich vor über den Rand des Erdsturzes und soweit sie aus ihrer schwindelnden Höhe unterscheiden konnte, meinte sie etwas Graues zu bemerken, das langsam auf dem halbsprecherischen Felsenpfade aufwärts kroch; sie beobachtete es eine Weile, doch als es nicht weiter vorwärts drang, gab sie sich wieder ihren Träumereien hin.

Eine Stunde oder auch mehr mochte so vergangen sein, als sie auf einmal ein Geräusch ganz in der Nähe vernahm; sie beugte sich wieder über den Felsenrand und sah die Gestalt eines Mannes, der verzweifelte Anstrengungen machte die letzte große Kante des Felsens zu erklimmen. Mit beiden Händen klammerte er sich an eine kleine Birke, die ihre dünnen Zweige über die schwarze Wand streckte, allein mit jedem Augenblicke sah es weniger wahrscheinlich aus, daß ihm das Wagniß gelänge.

Das Mädchen beobachtete ihn eine Weile mit unverholener Neugierde, auf einmal fiel ihr ein, daß seine Lage äußerst gefährlich war; sie klammerte sich an einen Baum, der dicht am Abhange wuchs und beugte sich über den Felsenrand um ihm zu Hülfe zu kommen. Hurtig ergriff er die ausgestreckte Hand und mit einem raschen Ruck zog sie ihn auf die Felsenfläche; er blieb einige Minuten

liegen, unverkennbar über den plötzlichen Aufschwung verwundert und mit halb furchtsamem, halb zersahrenem Blicke um sich schauend. Aasa, der sein Erscheinen wie sein Benehmen äußerst sonderbar vorkam, verfiel auf den peinlichen Gedanken, daß ihr heftiges Verfahren ihn vielleicht betäubend erschütterte habe; als aber der Fremde auf ihre besorgte Frage, ob er eine Verletzung erlitten habe, plötzlich auf die Füße sprang und seine Gestalt in der gewaltigen Höhe von sechs einhalb Fuß und darüber aufrichtete, konnte sie ihre Heiterkeit nicht überwinden und brach in ein heftiges, schallendes Gelächter aus.

Er stand ruhig und schweigend da und sah sie mit schüchternem, aber sonderbar bitterem Lächeln an. Er war so ganz anders als alle die Männer, welche sie bisher gesehen, deshalb lachte sie, nicht darum, weil sie etwas Lächerliches an ihm fand, sondern weil seine ganze Persönlichkeit eine Ueberraschung für sie war; und er stand da, groß, dürr und zaghaft und sagte kein Wort, sondern schauete und schauete. Seine Kleidung war nicht die landesübliche des Thales, noch hatte Aasa jemals eine ähnliche gesehen. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze, die ringsum überhing und mit einer langen, schweren, seidnen Troddel geziert war. Ein Gewand ohne Naht, das eigens gemacht schien um ihm nicht zu passen, hing lose auf seinen abschüssigen Schultern und ein Beinkleid, das eng war, wo es hätte weit, und weit, wo es hätte eng sein müssen, reichte wenig über die obere Hälfte der Gliedmaßen, während die untere Hälfte in den Röhren der Stiefel steckte. Seine Gesichtszüge waren fein und hätten hübsch genannt werden können, wenn sie zu einem entsprechend fein gebildeten Körper gehört hätten; in seinen Augen schwebte eine träumerische Unbestimmtheit, die zu kommen und zu vergehen schien und mit dem Schweißen von einem Punkte zum andern einen Ausdruck von Unstätigkeit und hoffnungsloser Unkenntniß der Welt und alles ihres Zubehörs verrieth.

„Bin ich Ihnen lästig?“ waren die ersten Worte, die er über die Lippen brachte, als Aasa in ihrer gewöhnlichen Launenhaftigkeit das Lachen einstellte, ihm den Rücken zuwandte und eilends den Heimweg antrat.

„Lästig?“ sagte sie verwundert, indem sie sich langsam gegen ihn zurückkehrte; „nicht, daß ich wüßte.“

„Dann sagen Sie mir, ob hier in der Nachbarschaft Menschen wohnen, oder ob mich das Licht täuschte, das ich von der andern Seite des Flusses bemerkte.“

„Folgen Sie mir,“ erwiderte Aasa, ihm treuherzig die Hand reichend; „der Name meines Vaters ist Lage Alfson Kwaerk; er wohnt in dem großen

Hause gerade vor Ihnen, da auf dem Hügel, und meine Mutter ist dort auch.“

Und Hand in Hand gingen sie miteinander auf dem Fußsteige, der zwischen den Roggenfeldern gelassen war; sein trübes Lächeln schien milder und heiterer zu werden, je länger er an ihrer Seite schritt, und ihr Auge schöpfte aus seinem Anblicke einen lebhafteren geistigen Ausdruck.

„Was fangen Sie hier während der langen Winterzeit an?“ fragte er nach einer Weile.

„Wir singen,“ antwortete sie leicht hin, weil ihr das Wort eben in den Mund kam. „Und was thut man dort, woher Sie kommen?“

„Ich sammle Lieder.“

Und wieder gingen sie schweigend weiter.

Es war fast Mitternacht, als sie in die große Halle zu Kwaerk traten. Aasa ging voraus, immer noch den jungen Mann an der Hand führend. Bei dem Zwielfichte, das in dem Hause herrschte, schien der Raum zwischen dem geschwärzten, räucherigen Gebälke einen ahnungsvollen Blick in das Reich der Fabelwelt zu gewähren; jeder Gegenstand darin schwoll unter der Wirkung des Halbdunkels an Form und Umfang gewaltig an. Auf den ersten Blick nahm sich der Raum wie ein Aufenthaltsort der Geister ehemaliger Zeiten aus; keine menschliche Stimme, kein menschliches Regen drang zu dem Ohre. Der Fremde drückte unwillkürlich die Hand, die ihn leitete, fester, ihm war zu Muthe, als hätte er die Grenzen eines Traumlandes überschritten und eine Elfenjungfrau ihn bei der Hand genommen, um ihn in den Schooß des Berges zu locken, wo er mit ihr fortan und für immerdar leben sollte.

Die Täuschung war indeß von kurzer Dauer; denn Aasa's Gedanken hatten einen ganz entgegengesetzten Gang genommen. Es war ihr selten vorgekommen, daß sie sich vor die Nothwendigkeit gestellt sah, einen Entschluß zu fassen; jetzt drängte sie die unvermeidliche Aufgabe einen Platz ausfindig zu machen, wo der Fremde den Rest der Nacht verbringen konnte. So sah sich derselbe bald, statt auf die Kissen einer Elfenjungfrau in einem silbernen Palaste, in einen dunkelen, engen Alkoven in der Wand geschoben und Aasa bedeutete ihm, daß er darin den Schlaf suchen möge, während sie selbst in die Kuhställe hinüberging und sich dort an der Seite zweier schlafenden Milchmädchen niederstreckte.

3.

Nicht gering war das Erstaunen der Dienstmägde von Kwaerk, als am andern Morgen die stangenlange und dürrer Gestalt eines Mannes aus Aasa's Alkoven hervortrat, und am meisten fiel es auf, daß Aasa selbst ebenso verwundert war wie die übrigen. Da standen sie und starrten den

verwirrten Reisenden an, der ebenso erstaunt war wie sie und keines Wortes fähig, sein befremdendes Dasein zu erklären. Nach einer langen Pause faßte er all seinen Muth zusammen, heftete seinen Blick aufmerksam auf die Mädchengruppe und ging mit einigen entschlossenen Schritten auf Nasa zu, nahm ihre Hand und fragte: „Sind Sie nicht das Fräulein von gestern Abend?“

Sie sah ihn fest an und legte die Hand an die Stirn, wie um die Gedanken zu ordnen; als die Erinnerung an die Nacht in ihr wieder auftauchte, glitt ein Lächeln durch ihre Züge und sie erwiderte:

„Sie sind der Mann, der Lieder sammelt! Verzeihen Sie, ich war im Zweifel, ob nicht alles ein Traum gewesen; ich träume so oft lebhaft.“

Nun lief eine der Mägde Lage Ulfson zu rufen, der in die Ställe gegangen war um die Pferde anzuschirren. Er kam und begrüßte den unbekanntem Mann und dankte ihm für seinen letzten Besuch, wie es bei den norwegischen Landleuten Sitte ist, obgleich beide einander vor diesem Morgen nie gesehen hatten. Nachdem aber der Fremde an zwei Mahlzeiten theilgenommen, fragte Kwaerk nach seinem Namen und nach dem Geschäfte seines Vaters; die alte norwegische Gastfreundlichkeit verbietet nämlich dem Wirthe nach dem Namen seines Gastes zu fragen, ehe derselbe nicht unter seinem Dache geschlafen und gegessen hat.

Es geschah an dem Nachmittage, als sie zusammen unter der hohen, alten Fichte im Hofe saßen und ihre Pfeife rauchten, daß sich Kwaerk nach dem Namen und der Familie des jungen Mannes erkundigte. Dieser theilte mit, daß sein Name Trond Wigjuffson wäre, daß er auf der Universität Christiania studirt habe und sein Vater Offizier in der Armee gewesen; aber sowohl der Vater wie die Mutter wären gestorben, als Trond wenige Jahre alt gewesen. Kwaerk gab darauf dem Gaste Auskunft über seine eigenen Verhältnisse, doch der Sage von Asathor und Sanct Olaf erwähnte er mit keinem Worte.

Wie sie so plaudernd bei einander saßen, kam Nasa hinzu und ließ sich zu Wigjuffson's Füßen nieder. Ihr langes goldenes Haar floß ihr in wallendem Strome über Nacken und Schultern, ein frischer, gesunder Hauch belebte ihre Wangen und ihr blaues, unergründliches Auge hatte einen auffallend glückseligen, beinahe jubelnden Ausdruck. Ihres Vaters Auge weckte liebevoll auf ihr und der Fremde war sich nur der einzigen Empfindung bewußt, daß sie wunderbar schön sei. So groß war seine angeborene Schüchternheit und Unbeholfenheit in der Gegenwart von Frauen, daß er nur mit äußerster Noth Worte zur Entschuldigung fand, daß er sich verabschieden müsse. Sie dagegen zeigte sich ganz unbesorgt.

„Sie sagten,“ sprach sie, „daß Sie herkamen, um Lieder zu sammeln, wo finden Sie solche? Ich möchte auch gern eine neue Melodie für meine alten Gedanken finden, ich suche schon lange danach.“

„Ich finde die Lieder im Munde des Volkes,“ erwiderte er, „und ich schreibe sie nieder, wie ich sie von Mädchen oder alten Männern singen höre.“

Sie verstand das nicht ganz. „Hören Sie denn Mädchen dergleichen singen?“ fragte sie verwundert. „Meinen Sie etwa die Seejungfrauen und die Elfenmädchen?“

„Unter Seejungfrauen und Elfenmädchen und wie sie sonst im Märchen heißen,“ erklärte er, „verstehe ich die geheimen und doch vernehmbaren Stimmen der Natur, des düsteren Föhrenforstes, der sagenreichen Hainwege und des stillen Meeres, und das meinte ich, als ich auf Ihre Frage antwortete, ob ich jemals den Wald singen gehört.“

„Oh, oh!“ rief sie entzückt und klatschte in die Hände wie ein Kind, doch im nächsten Augenblicke wurde sie wieder ernst und sah ihm groß in die Augen, als wollte sie im Grunde seiner Seele lesen und erforschen, ob darin eine Verwandtschaft zu ihrem eigenen einsamen Herzen bestiehe. — Ihn hatte noch vor einer Minute ihre Gegenwart beflommen gemacht, jetzt suchten auffallenderweise seine Augen die ihrigen und als sie denselben begegneten, belebten sich seine Mienen mit glückseligen Lächeln.

„Wollten Sie etwa sagen, daß sie ein Geschäft daraus machen, Lieder aufzuschreiben?“ fragte Kwaerk.

„Leider mache ich kein Geschäft damit,“ versetzte Wigjuffson; „aber ich habe ein beträchtliches Stück Geld darin angelegt, das sich in der Zukunft verinteressiren mag. Es steckt ein Schatz von alten Liedern in allen Winkeln und Ecken unserer Berge und Forste und im Herzen unseres Volkes. Ich bin einer der Bergleute, die es sich angelegen sein lassen, sie an den Tag zu fördern, ehe die Zeit und Vergangenheit jede Spur derselben begraben; es soll kein Titelchen der alten Sagen, das sich noch erhalten hat, verwehen und uns den Vorwurf tadelnswerther Nachlässigkeit und das Gefühl eines unerreglichen Verlustes erwecken.“

Hier hielt der junge Mann inne; seine Augen glänzten, seine bleichen Wangen glühten und in seinen Worten war eine Wärme und Begeisterung, die Kwaerk beunruhigte, während Nasa sich davon ergriffen fühlte wie von dem mächtigen Zauber der alten mythischen Runen; sie verstand den Sinn seiner Rede nur halb, aber seine feurige Beredsamkeit wirkte um so ergreifender auf sie.

„Wenn das Ihr Zweck ist,“ bemerkte Kwaerk, „so scheint mir, daß Sie hier auf den richtigen Platz gekommen sind. Sie können hier manch seltenes Stück von Geschichten bei den Mägden und anderen hiesigen Leuten ergattern und Sie sind uns

willkommen, so lange zu bleiben, als es Ihnen gefällt."

Kwaerk konnte es nur Wigfuffon allein zuschreiben, daß Aasa sich den ganzen Tag ans Haus gefesselt fühlte und zwar in dem Mittsommermonat. Und indem er so saß und dem Gespräche der beiden jungen Leute zuhörte und das rege Vergnügen wahrnahm, das die Mienen seiner Tochter besetzte, und den wirklich verständnißvollen Ausdruck ihrer Augen, konnte er sich da den väterlichen Hoffnungen, die sich in seinem Herzen regten, verschließen? Aasa war sein Alles, die Fortdauer oder der Untergang seines angesehenen Geschlechtes. Hier war Einer, der sie zu verstehen und dem sie die Zuneigung ihres warmen, aber wunderlichen Herzens zu schenken schien. Solche Gedanken hegte Lage Alfson Kwaerk und zur Nacht pflog er Rath mit seiner Frau Elsie, von der kaum bemerkt zu werden braucht, daß sie sich nicht geringeren Hoffnungen hingab.

"Und glaub' mir," bemerkte Elsie, "Aasa wird eine vortreffliche Hausfrau abgeben. Ich will gleich morgen mit dem Mädchen sprechen."

"Beileibe nicht, Elsie!" rief Kwaerk. "Kennst Du Deine Tochter nicht besser? Versprich mir, Elsie! daß Du kein Wörtchen gegen sie fallen läßt; es wäre ein bedenkliches Ding, Elsie, gegen sie dergleichen zu erwähnen. Du weißt, sie ist nicht, wie andere Mädchen sind."

"Ja ja! ich will kein Sterbenswörtchen sagen! Leider hast Du Recht, sie ist nicht wie andere Mädchen."

Und Elsie seufzte im Stillen über die einsältige Unkenntniß ihres Mannes mit der weiblichen Natur und über die betrübende Thatsache, daß ihre Tochter weit hinter ihren Begriffen von Weiblichkeit zurückblieb.

## 4.

Nach der Zeit zu urtheilen, die Trond Wigfuffon zu Kwaerk verweilte, mußte er daselbst eine reiche Ernte von Sagen machen; Tage und Wochen vergingen, ohne daß er vom Fortgehen sprach. Nicht daß irgendwer seinen Abschied gewünscht hätte, nein, im Gegentheil, je länger er da war, desto unentbehrlicher kam er allen vor, und Lage Alfson dachte nur mit Schaudern an die Möglichkeit, daß er sie einmal verlassen könne. Denn Aasa, sein einziges Kind, war ein ganz verändertes Wesen in der Nähe dieses Fremdlinges; der träumerische, sozusagen forstliche Drang, der wilde, halb übernatürliche Hauch in ihrem Charakter, wodurch ihr in mancher Hinsicht das beglückende Gefühl des Umganges mit anderen Männern entzogen und sie zu einem sonderbaren, vereinsamten Geschöpfe wurde, alles dieses verschwand wie der Thau vor der Morgenjonne, wenn Wigfuffon's Augen auf ihr ruheten,

und mit jedem Tage entfaltete sich bei ihr die menschliche und weibliche Natur mehr. Sie folgte ihm wie sein Schatten auf allen seinen Wanderungen und wenn sie neben einander am Wegrande ausruheten, pflegte sie mit heller, lieblicher Stimme ein altes Lied oder eine Ballade vorzusingen und er schrieb die Worte auf ein Blatt Papier und lächelte glücklich über die Aussicht, ein Stück aus dem alten Volksleben vor dem Untergange zu bewahren. Aasa's Liebe, ob bewußt oder unbewußt, war für ihn eine immer sprudelnde Quelle der Anregung, eine Art Offenbarung, die er über sich selbst gewann, ein erhebender und erhebender Zauber, der seinem Blicke eine immer weitere Anschauung des Weltalls erschloß.

So lebten sie von Tag zu Tage, von Woche zu Woche und Kwaerk hatte, wie der alte Lage bemerkte, nie so viel Glück in seinen Manen gesehen. Nicht ein einziges Mal während Wigfuffon's Anwesenheit war Aasa in den Wald gestücht, bei keiner Mahlzeit hatte sie am Tische gesessen und bei der Hausandacht nahm sie stets mit den Uebrigen ihren Platz an der großen Tafel ein und hörte ersichtlich mit Aufmerksamkeit und Sammlung zu. Ja, Aasa schien in dieser ganzen Zeit vorsätzlich den Aufenthalt in der Waldesdämmerung zu meiden; wo es nur anging, wählte sie die offene Straße, selbst Wigfuffon's Einladung brachte sie nicht dazu, den verlockenden Pfad zu betreten, der in die schaurigen Hallen des Forstes führte.

"Warum denn nicht, Aasa?" war seine Frage.

"Der Sommer ist zehnfach Sommer, wenn zur schwülen Mittagszeit der Schatten sein zitterndes Spiel zwischen den hohen, ehrwürdigen Bäumen treibt; da fühlt man den Sommer in Wahrheit einem in Herz und Seele ziehen."

"O Wigfuffon!" antwortete sie dann mit wehmüthigem Kopfschütteln, "auf hundert Pfade, die hineinleiten, kommt nur einer, der wieder hinausführt und zuweilen ist dieser einzige gar nicht aufzufinden."

Er verstand ihre Worte nicht, doch mochte er nicht fragen; so versank er in Schweigen.

Seine Rede und seine Augen zogen sie immer dichter und dichter zu ihm; und der Forst und die seltsamen Stimmen darin schienen auf der andern Seite eine düstere Nacht aufzubieten, um ihr Herz zu fesseln und sie von ihm für immerdar abzuwenden; wie eine Hülfslose hing sie an ihm, all ihr Hoffen auf Leben und Glück war an ihn geknüpft.

Eines Abends gingen Wigfuffon und der alte Kwaerk durch die Felder, um bei einer Pfeife Tabak nach dem Stande der Früchte zu sehen. Als sie sich dem Rande über dem Abgrunde näherten, da wo der Pfad zwischen den Roggenfeldern hinkief, hörten sie eine süße, wehmüthige Stimme zwischen der

Schlucht und den Birken, die ein altes Lied summte. Sie blieben stehen und lauschten und entdeckten bald über die Aehren des Roggens hin Nasa's blondes Haar. Ein Zug peinlicher Aufregung glitt durch die Mienen des Vaters, er wandte seinem Gaste den Rücken zu und wollte forteilen, doch hielt er einen Augenblick an und sagte flehentlich: „Sehen Sie zu, ob sie nach Haus zu bringen ist, Freund Wigjuffon!“

Wigjuffon nickte und Kwaerk ging. Das Singen, das ein Weilchen geschwiegen hatte, hub von Neuem an:

„Ihr zwitschernden Vöglein im Forst und Thal,  
Wie hört' ich so gern euch bisher!  
Ach, ein kühner Ritter kam werden um mich,  
Nicht darf ich euch lauschen mehr;  
Denn es ist so düster, so düster im Forst.“

Und der Ritter, der kam zu freien um mich,  
Er nennt mich sein Liebchen so fein,  
Wie sollt' ich schwärmen im düstern Wald,  
Auf der Halde träumen allein?  
Denn es ist so düster, so düster im Forst.“

Ihre Stimme ging in leises, unverständliches Gemurmel über, dann schwoh dieselbe wieder an und die letzten Verse drangen klar, milde und wehmüthig, wie das Rauschen eines Abendlüftchens, zu Wigjuffon's Ohren:

„Die Welt ist so schön, die schimmernd mir winkt  
Dort über dem Hain und dem Ranft,  
Die lieblich glänzt an dem sonnigen Tag,  
Wenn die Lüfte säuseln so sanft:  
Und es ist so düster, so düster im Forst!“

Laß immer mich hören im Sonnenschein  
Des Tages zitternden Schall;  
Des Ritters Liebe erfüllt mein Herz,  
Ist mein Leben, mein Alles im All;  
Doch es ist so düster, so düster im Forst!“

Der junge Mann fühlte das Blut in sein Antlitz schießen, sein Herz ging in heftigen Schlägen. In dem Erglühen seiner Wangen äußerte sich ein starkes Gefühl von Schuld, in dem Pochen seiner Pulse und dem Wogen des Herzens eine mahnende Anklage. Stand er nicht im Rücken des Mädchens und spähet hinterlistig in ihrer Seele heiligstes Heiligthum? Allerdings, er liebte Nasa, wenigstens meinte er, daß es der Fall wäre, und diese Ueberzeugung war mit jedem Tage, den er bei ihr verbrachte, stärker geworden; und jetzt hegte er keinen Zweifel mehr, daß er ihr Herz gewonnen habe. Es waren nicht die Worte ihres Liedes, die ihm dieses Geheimniß offenbarten, sondern der Glaube war ihm gekommen, er wußte nicht wie? er durfte nicht länger zweifeln.

Wigjuffon setzte sich auf einen moosbewachsenen Felsenstein und sann. Wie lange er dasaß, wußte er nicht, doch als er sich aus seinem Brüten erhob und umschaute, war Nasa fort. Er erinnerte sich an die Bitte ihres Vaters, sie heim zu geleiten, er eilte die

Halde hinan in der Richtung des Hauses und spähet nach ihr auf allen Seiten. Es wurde beinahe Mitternacht, bis er in den Hof von Kwaerk zurückkam, da saß Nasa an ihrem hohen Giebelfenster und summte noch immer die schwermüthige Melodie der alten Ballade.

In welcher Weise Wigjuffon zu einem endlichen Entschlusse gelangte, ist schwer zu sagen. Wäre er seiner ersten und vielleicht edelmüthigsten Eingabe gefolgt, so würde die Sache rasch entschieden worden sein; allein ihn quälte beständig eine unbestimmte Furcht, daß er nicht ehrenhaft handele, und wahrscheinlich war es diese Besorgniß, die ihn zu einem Schritte verleitete, der in den Augen derjenigen, die ihm Gastlichkeit und Freundschaft erwiesen, just den Schein auf ihn lud, den er so ängstlich zu vermeiden trachtete. Nasa war reich, er hatte kein Vermögen: das war allerdings ein Grund zum Zögern, jedoch keineswegs ein entscheidender. Sie kannten ihn nicht: er mußte in die Welt hinaus und sich ihrer würdig beweisen; er wollte wiederkommen, wenn er sich die Achtung der Welt erworben, denn bis jetzt hatte er noch nichts Nühmliches geleistet. Nun ja, diese Erwägungen waren gut und ehrenhaft genug, und es würde nichts daran zu tadeln gewesen sein, wenn der Gegenstand seiner Liebe ebenso einsichtig zu überlegen vermocht hätte; aber die arme Nasa war nicht dazu angelegt, etwas halb zu thun, eine Natur, wie die ihrige, vertrug kein ungewisses Zaudern, für sie war die Liebe Leben oder Tod.

Am folgenden Morgen erschien er zum Frühstück mit dem Rucksack und zur Abreise gerüstet. Es nützte nicht, daß Elsie weinte und ihn bat zu bleiben, daß Kwaerk sie mit seinen Bitten unterstützte und Nasa ihn mit verstörten Mienen anstarrte. Wigjuffon wechselte den Händedruck mit ihnen allen, dankte für die erwiesene Freundlichkeit und versprach wiederzukommen; er hielt Nasa's Hand lange in der seinigen, doch als er dieselbe losließ, fiel sie ihr schlaff am Leibe nieder.

## 5.

Weiter hinauf im Thale, etwa ein halbes Stündchen von Kwaerk, floß ein kleiner Bach, das heißt, er war klein im Sommer und im Winter, aber im Frühjahr, wenn der Schnee im Gebirge schmolz, überschwenmte er das anstoßende Land und verwandelte das ganze Thal in einen breiten, seichten Fluß. Derselbe war jedoch leicht zu überschreiten, ein behender Fuß konnte von Stein zu Stein springen und in einer Minute das jenseitige Ufer erreichen. Keine Hindin war leichter auf den Füßen als Nasa, selbst zu der Zeit des Frühlingshochwassers ging sie über den Bach hin und zurück und pflegte sich

träumend auf einen großen Steinblock zu setzen, an dem sich das Wasser unaufhörlich brach und weißen Gischt über seine Kanten spritzte.

Hier saß sie an einem schönen Sommertage, dem Tage nach Wigjuffon's Abreise. Es war um die Mittagszeit, die Sonne stand hoch über dem Forste. Das Wasser murmelte und murmelte, plätscherte und rauschte, bis zuletzt ein plötzliches ununterbrochenes Getöse sich in sein Gemurmel mischte, dann ein anderes, es klang wie leises, flüsterndes Singen kleiner lustiger Wesen. Und als sie aufmerksam wurde und horchte und die Melodie zu erfassen strebte, hörte es auf einmal wieder auf und sie vernahm nichts als das eintönige Murmeln des Baches. Alles erschien so leer und gehaltlos, als ob das leise Singen für den Augenblick die Welt ausgemacht hätte. Und nun war es wieder da, es sang und sang, und die Birke über ihrem Kopfe nahm die Melodie auf und rauschte sie mit ihren Zweigen und die Heuschrecke drüben im Gras stimmte mit ein und schwirrte sie mit ihren Flügeln. Das Wasser, die Bäume, die Luft erklangen davon — welch' seltsame Melodie!

Nasa wußte recht gut, daß jeder Bach und Fluß seine Rize besaß außer ganzen Schaaren von kleinen Wassergeistern. Sie hatte gehört, daß man sie im Mondlicht um die Johanniszeit in kleinen glänzenden Muscheln hoden, zwischen den Kieseln spielen oder auf den großen Blättern der Wasserlilie tanzen sehen konnte; sie zweifelte nicht, daß sie auch sangen; ja, es waren ihre Stimmen, die sie durch das Murmeln des Baches vernahm! Nasa lehnte sich neugierig vor und schauete in das Wasser: das seine Singen wurde lauter, verstummte plötzlich und wurde wieder lebendig, und sein Klang war so süß, so wunderbar bezaubernd! Dort unten im Wasser, wo ein widerspänniger Kiesel einer raschen kleinen Seitenströmung im Wege stand, wallten klare, winzige Perltropfen empor in dem Strome und rannen wirbelnd weiter, bis sie sich in einer stärkeren Strömung verloren. Nasa saß und schauete und schauete, und was sie in diesem Augenblicke zu sehen vermeinte, das sah sie in der nächsten Secunde nicht mehr. Auf einmal ging es wie ein feierlicher Hauch durch den Wald und in der Stille hörte sie ihren Namen wie vom Schweigen gerufen. Es war so lange her, seit sie nicht mehr in dem Forste gewesen, eine ewige, ewige Zeit. Sie wußte nicht, wie ihr geschah; das Licht schien mit besonderer Absicht in ihre Augen zu dringen, entweder um etwas zu verbleichen, einen alten Traum, eine Erinnerung, oder um ihr eine neue Fähigkeit einzulößen — das Vermögen, Ungeesehenes zu sehen. Und just dieser Gedanke, diese Angst vor der Möglichkeit eines Verlustes rief ihr ermattendes Gedächtniß wieder in Thätigkeit, sie preßte ihre Hände

an die klopfenden Schläfe, als wollte sie dasselbe dort festhalten und für immer fesseln; und Er war es, dem sie ihre Gedanken wieder zuwendete. Sie hörte seine Stimme, sah, wie er ihr winkte ihm zu folgen, und regte sich ihm Folge zu leisten; aber ihre Glieder waren wie versteinert und der Felsblock, auf dem sie saß, spannte hundert starke Arme aus und hielt sie gefesselt. Der Sonnenschein drückte auf ihre Augenlider und Sein Name wurde ausgelöscht aus ihrem Leben, nichts als Leere war rings um sie her. Allmählich rückte der Forst näher und näher, das Wasser rauschte und wallte, und die hohen, nacktsämmigen Fichten streckten die langen, knorrigen Zweige nach ihr aus. Die Birken bewegten ihre Kronen mit träumerischem Winken und die Kante des Felsens wurde zu einem Gesichte mit langer, krummer Nase und einem halb offenen Munde, als spräche er. Und das Wort, das auf seinen Lippen schwebte, war: „Komm!“ Sie empfand weder Scheu noch Widerstreben, sie erhob sich, dem Rufe zu gehorchen. Jetzt und zwar erst jetzt sah sie einen alten Mann an ihrer Seite stehen, sein Gesicht war das Gesicht der Felsenkante, ein weißer Bart reichte bis zu seinem Gürtel und sein Mund war halb geöffnet, aber kein Wort kam von den Lippen. In dem träumerischen Blicke seiner Augen lag etwas, das ihr so wohl bekannt war, das sie so oft gesehen, doch konnte sie sich nicht entsinnen, wann und wo? Der alte Mann streckte seine Hand aus, Nasa nahm dieselbe und folgte ihm ohne Zagen oder vielmehr unwillkürlich. Sie näherten sich der steilen Felsenwand; als sie dicht daran waren, erscholl ein wildes, unbändiges Gelächter durch den Forst. Die Züge des alten Mannes verzerrten sich wie greinend, und so waren auch die Züge des Felsens, aber das Lachen klang wie ein gewaltiges Rauschen durch den Forst.

Nasa klammerte sich an die Hand des alten Mannes und folgte ihm — sie wußte nicht wohin. —

Daheim in dem großen Familienzimmer saß Lage Awaert und brütete über das Scheitern seiner Hoffnungen und seines Glückes. Nasa war am Morgen nach Wigjuffon's Abreise hinaus in die Wälder gegangen. Wie wollte das enden? Es war bereits spät am Abend und sie war noch nicht zurück. Der Alte heftete den Blick voll Angst auf die Thür, jeden Augenblick meinte er die Klinke sich rühren zu hören. Als endlich die Mitternacht heranrückte, weckte er alle seine Leute aus dem Schlafe und hieß sie ihm folgen. Bald widerhallte das Dunkel der Wälder von nahem und fernem Hörnerblasen, Flintenschüssen und dem Rufen und Schreien menschlicher Stimmen. Das erschreckte Wild kreuzte wiederholt den Pfad der Jagenden, doch keine Waffe ward darauf gerichtet. Gegen Morgen, kurz bevor die Sonne sich erhob, stand

Kwaerk ermüdet und stumpf an eine alte Föhre gelehnt. Da erscholl auf einmal ein gewaltiges, wildes Lachen durch den Forst. Kwaerk schauderte, langsam erhob er die Hand und presste sie an die Stirn und suchte vergebens seine Gedanken zu sammeln. Die Leute drängten sich furchtsam zusammen; einige Beherztere zogen ihre Messer und machten damit das Zeichen des Kreuzes in die Luft. Wieder erschütterte dasselbe tolle Lachen die Luft und schweifte über die Wipfel der Föhren. Da schlug Kwaerk seine Augen gen Himmel empor und rang die Hände: eine fürchterliche Gewißheit stand vor seiner Seele. Lange blieb er so in todesähnlicher Erstarrung an die alte Föhre gelehnt; keiner wagte ihn zu ermuntern. Ein murmelndes Wispern drang zu den Ohren der Leute: „Sondern erlöse uns von dem Uebel!“ waren die letzten Worte, die sie vernahmen.

Als Lage Kwaerk mit seinen Leuten die traurige Nachricht nach heim brachte, daß Nasa verschwunden sei, wußte keiner, was thun oder rathen. Es stand außer allem Zweifel, daß Nasa „bergfüchtig“ geworden, wie man zu sagen pflegte; denn Kobolde und Zwerge haufeten in allen Felsen und Forsten rund umher, die wollten sich gewiß nicht die Gelegenheit entgehen lassen, ein so schönes Mädchen wie Nasa in ihre Felsenschlösser zu verlocken. Elsie, die Mutter, wußte gar viel von den Kobolden, ihrem Treiben und ihrer Lebensweise, und als sie sich ausgeweint hatte, begann sie darüber nachzusinnen, auf welche Art sie ihre Tochter aus der Macht derselben erlösen könne; wenn Nasa noch nichts in dem Berge gegessen oder getrunken hätte, so wäre sie noch nicht verloren, denn wenn der Pfarrer erlaubte, daß die Kirchenglocke in den Forst geschafft und neben dem Felsen, von dem das Lachen erschollen war, geläutet würde, so müßten die Kobolde sie wieder herausgeben. Kaum hatte Kwaerk diesen Rathschlag vernommen, so wurden seine gesammten Leute und Pferde von ihm aufgeboten und vor Anbruch des Abends an selbigem Tage sah man die stämmigen Bauernburschen von Kwaerk den Thurm der ehrwürdigen Kirche ersteigen und die große, alte Glocke daraus herunterholen unter dem neugierigen Staunen des Schwarms gaffender Weiber und Kinder, welche das ungewöhnliche Schauspiel zusammengelockt hatte. Die Glocke wurde auf vier, mit Brettern und Stricken zusammengekoppelte Wagen gelegt und von zwölf starken Pferden gezogen. Der sonderbare Zug war längst in dem Dämmerlichte verschwunden, da standen die Kinder noch und gafften den leeren Kirchthurm an.

Um Mitternacht stand Lage Kwaerk an der steilen Felsenwand im Forste; die Leute strengten sich an, die Glocke an einen mächtigen Querbalken zwischen zwei gewaltigen Föhren empor zu winden und der flackernde Schein ihrer Fackeln ließ die

wilde Umgebung noch wilder und phantastischer erscheinen. Jetzt schwieg der Lärm und das Getöse des Werkes, die Arbeitsleute entfernten sich und ein unheimliches, fieberhaftes Schweigen brütete über dem Forste. Kwaerk machte einen Schritt vorwärts und faßte den Glockenstrang; hell und feierlich ertönte der volle, metallene Klang durch die Stille, und von den Felsen, dem Erdboden und den Baumgipfeln antwortete ein wilder Chor von Heulen, Kreischen und Stöhnen. Die ganze Nacht währte das Läuten fort, die beiden dicken Föhren schwannten hinüber, herüber, frachten und stöhnten, ihre Wurzeln lockerten sich in den Felsenspalten und die buschigen Kronen beugten sich unter der ungewohnten Bürde.

Es ging auf den Morgen zu, aber der dicke Nebel lagerte noch über dem Gehölze und es war dunkel wie Nacht. Kwaerk saß auf dem Boden und stützte den Kopf mit beiden Armen, neben ihm lag eine flackernde Fackel und die große Glocke hing stumm in der Höhe. Eine Hand legte sich auf seine Schulter; wäre es einige Stunden früher geschehen, so möchte er wohl schauernd aufgefahren sein, jetzt übte die körperliche Berührung keinen Einfluß auf seine Sinne oder war wenigstens nicht vermögend ihn aus seinem dumpfen, hoffnungslosen Starren zu erwecken. Da, horch! durfte er seinen Ohren trauen? die Kirchenglocke gab einen leichten, feierlichen, zitternden Klang und die Nebel wogten in dichten Massen nach Osten und nach Westen, als triebe der Glockenton sie auseinander. Kwaerk ergriff seine Fackel, sprang auf und sah — Wigfuffon. Er streckte den Arm mit der lodernen Fackel näher zu dem Gesichte des jungen Mannes, stierte ihn mit großen Augen an, seine Lippen bebten, aber er vermochte kein Wort zu äußern.

„Wigfuffon!“ stammelte er endlich.

„Ich bin es!“ antwortete dieser; und es erfolgte ein zweiter Glockenschlag, stärker und feierlicher als der erste. Wieder erhoben sich dieselben wirren, angstvollen Stimmen aus jedem Winkel des Felsens und des Waldes. Dann der dritte Schlag — das Getöse wurde stärker; der vierte — und es klang wie ein heiseres, schreckliches Geziß; als der zwölfte Schlag erklungen, herrschte wieder Schweigen im Forste. Wigfuffon ließ den Glockenstrang fahren und rief mit lauter Stimme Lage Kwaerk und dessen Leute. Er zündete eine Fackel an, schwang sie hoch über den Kopf und drang in den dämmernden Forst. Die Leute vertheilten sich nach allen Richtungen und suchten nach dem verlorenen Mädchen; Kwaerk folgte Wigfuffon's Spur. Sie waren nicht weit gegangen, da vernahmen sie dichtbei das Plätschern des Baches; dorthin lenkten sie ihre Schritte. Auf einem großen Steine in der Mitte des Wassers bemerkte der junge Mann etwas Weißes, wie ein Leinwandtuch, schimmern. Schnell

wie ein Gedanke war er dort, senkte die Fackel und — bebt zurück. Es war Nasa, seine Geliebte, kalt und todt! Und als der Vater sich über sein erstarrtes Kind beugte, da meinte er noch einmal jenes wilde, tolle Lachen durch die weite Waldung schallen zu hören, aber toller und greller als vorher, und von der Felsenwand einen höhnischen, verhallenden Ruf:

„Ich kam doch!“ —

Als die Leute nach einer Stunde vergeblichen Suchens auf den Ausgangsplatz zurückkehrten, sahen sie ein mattes Licht zwischen den Birken, keine fünfzig Fuß seitwärts, flimmern; sie bildeten eine Reihe und näherten sich mit zitterndem Herzen. Da lag Kwaert, ihr Herr, noch immer über das erblichene Antlitz seines Kindes gebeugt und starrte in die ge-

brochenen Augen, als ob er nicht glauben könne, daß Nasa wirklich todt sei. Neben ihm stand Wigjuffon, bleich und zerfahren, mit der brennenden Fackel in der Hand. Die Schritte der Männer erweckten den Vater, doch als sich sein Gesicht nach ihnen wandte, schauderten sie und bebten zurück. Jetzt erhob sich der Alte, hob das Mädchen von dem Steine und legte es schweigend in Wigjuffon's Arme; ihr reiches, goldenes Haar floß wallend über die Schulter desselben. Der junge Mann ließ die Fackel in's Wasser fallen, wo die Flamme mit scharfem, schlangenartigem Zischen erlosch. Er überschritt den Bach; die Männer folgten und die dunklen Fichtenbäume schlossen ihre Wölbungen über dem letzten Abkömmling des mächtigen Geschlechtes von Lage Uffjon Kwaert.

### Frühlingslied.

Hinaus, hinaus aus dumpfem Haus,  
Der Frühling ist erschienen;  
Schon ward das Thal zum Blütenstrauch,  
Amsummt von fleiß'gen Bienen.

Hell singt der Vöglein muntre Chör  
Auf frisch belaubten Zweigen,  
Und jubelnd aus der Saat empor  
Sieht man die Lerchen steigen.

Der Schmetterling entschwebt der Gruft,  
Der Frosch quakt sich sein Stückchen,  
Und in der sonndurchblühten Luft  
Tanzt froh ein Schwarm von Mückchen.

Es trieb der Mai durch's kleinste Reis  
Erneute Lebensäfte,  
Und auch dem lebensmüden Greis  
Verjüngen sich die Kräfte.

Wimm hievon mir den duft'gen Strauch,  
Du Strom zu meinen Füßen,  
Und trag' ihn in die Welt hinaus,  
Du weißt schon wen? zu grüßen.

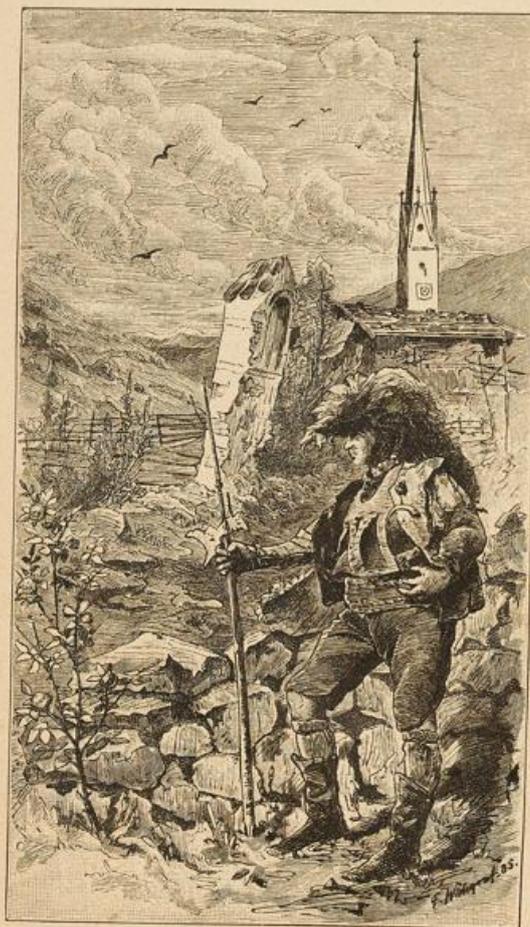
Julius Sturm.



## Bilder aus dem Vintschgau.

Mit Illustrationen, nach der Natur gezeichnet von F. Wichgraf.

Frägt keinen Tiroler nach dem Vintschgau und seinen Bewohnern. Im besten Falle wird er ein mitleidiges Achselzucken haben für die Zigeuner



Saltner oder Weinhüter aus dem Etschtale.

seines geliebten Vaterlandes. Und wahr ist es; ein armseliges Völkchen haust dort, das mühsam dem dürftigen Boden der Bergabhänge seinen Lebensunterhalt abringt, und nirgends begegnen wir so häufig den mit dem ganzen Hausrath beladenen, von einem wildblickenden Manne und struppigem Hunde gezogenen Karren. Die Frau schiebt unter Fluchen und Schimpfen, und neben oder hinten dran trotzelt eine ganze Brut zerlumpter Kinder mit lehmfarbenen hungrigen Gesichtern, die sich wie ein Wespenschwarm auf den begegnenden Fremden stürzen: „Bitt'n Kreizer, bitt'n Kreizer!“ Den Ton verliert der Reisende überhaupt nicht mehr aus dem Ohr, so lange er in der Nähe menschlicher Behauungen weilt, wie ein unausstehlicher Mückenhaufe umsummt's und verfolgt's ihn von einer Grenze des Landes bis zur andern; verschmähen es doch auch die wohlhabenderen Bauernkinder durchaus nicht, den einmal üblichen Tribut vom Fremden so einzufordern. Wohl mag gerade diese hässliche Gewohnheit Einfluß darauf haben, daß die meisten Reisenden den Vintschgau auf der Tour vom Stillsfer Joch nach dem Finstermünzpaß und Landed oder abwärts nach Meran und Bozen nur im Fluge durchheilen, und wenige nur die Zeit sich nehmen, hie und da in den malerischen Dörfern des Etschthales Einkehr und Umschau zu halten. Und doch, wie würden sie sich belohnt finden, durch eine Fülle reizender Motive, zum Theil schon ganz italienischen Charakters, denen es weder an Mannigfaltigkeit, noch wirklicher Schönheit der Formen fehlt. Zwischen Gruppen von schattenspendenden Kastanien und Nufsbäumen lagern rechts und links zahlreiche Dörfer und Schlösser, und die üppigen Fluren der Niederung, in der sich die Straße unter einem Dach von Reblauben oft wie in einem Irngarten dahinzieht, erhalten durch die ununterbrochene Bergkette des Hintergrundes einen doppelten malerischen Reiz, während andererseits der stolze Ernst, der die die Landschaft umrahmenden Höhenzüge charakterisiert, in den die Hügel bedeckenden Pfirsichbäumen,

Feigenanpflanzungen, goldig schimmernden Maisfeldern und der von weidenreichen Afern eingefassten durch das schöne Thal lustig sich ergießenden Etsch seinen sästigen und mildernden Gegenatz findet. Schon die Bauart der Häuser aus rohen Feldsteinen, höchstens mit naturfarbenem verwitterten Kalkmörtel verkleidet, bei getheertem tief dunkelbraunem Holzwerk, muthet künstlerisch an, und selten nur hat der Mensch mit seiner angeborenen Geschmacklosigkeit durch häßlichen Farbenanstrich wie bei unsern Bauernhäusern den harmonischen Eindruck der Natur zu zerstören gewagt. Die Straßen mit dem malerischen Aufbau ihrer flachgedeckten Häuser, könnten sie nicht ebenfogut einem oberitalienischen Dorfe angehören? Oder auch jenes unter Neben fast versteckte Häuschen mit seinen willkürlichen, erkerartigen Ausbauten, seinen kleinen, wie zufälligen Fenstern, seiner Freitreppe u. s. w. Und nicht nur die Außenseite ist reizvoll; auch das Innere ist fast in jedem Hause schön und malerisch anzuschauen und trägt meist, vermöge des dunklen Gefäßes und der Balkendecken einen gewissermaßen ernsten Charakter, der trefflich stimmt zu dem frommen strengen Sinn seiner Bewohner. Letzterer verträgt sich übrigens sehr glücklich mit einem lebhaften Interesse und Verständnis für den eigenen Vortheil, welche den Vintschger zu einem schlauen und zähen Handelsmann machen, der, wie unser Wirth z. B. auf Seite 176, wohl von sich sagen dürfte: „Dumm san mer, dees ist g'wiß, aber pssifi san mer a!“



Nach der Kirche.

Gerade gut ist man eben nicht aufgehoben in den Dorfwirthshäusern; zwar auf einen Schoppen guten Tirolerweins und ein Stück Brod dürfen wir immer rechnen, so ein frugales Frühstück, wie es unsre beiden Bergbewohner auf unserm Bilde S. 175 eben verzehren, während Fleisch vielleicht nur alle acht Tage

auf den Tisch kommt. Um so malerisch-anziehender ist das Leben auf der Landstraße. Knechte in Hemdärmeln kommen uns auf derselben entgegen, hinter ihnen hochbeladene Wagen mit dürren Vinsfen, welche sie aus den Sümpfen der Etsch geholt haben und die den Bauern für ihr Vieh als Streu dienen müssen. Hier ruht ein Trupp Wälscher von der Arbeit des Nebenbindens unter noch schattenlosem Baum aus, dort wühlt ein armer Dörcher an seinen Karren gespannt, mit den Füßen und Rädern den heißen Sand

der Landstraße auf, wohingegen sein nebenbei laufendes Weib in den Gräben nach Eichorien sucht, weiter oben am Gelände zwischen den aufgeworfenen Schollen der Nebenpflanzen irgend eine Bauerdirne herumtrippelt, um das Gras auszuäuten und die frischen Halme als Futter für die Kühe in ihrer Butte heimzutragen. Wer ein behaglicheres Unterkommen wünscht, als dies die Dörfer zu bieten vermögen, der muß sich allerdings schon an die Städte, oder z. B. das



Bergbewohner beim Frühstück.

Postgasthaus in Naturns oder an den „Löwen“ in Nals mit seinem stattlichen Wirthshauschild halten, in welchem auch verwöhnte Gemüther zufrieden zu stellen sind. Mancher Maler, der vom Hochloch



Am Abend.

durch das Schnalser Thal, welches vom Schloß Zuwal aus auf den sogenannten verbotenen Wegen nur mit Lebensgefahr zugänglich ist und in seinen Lärchenwäldern die Reste einer im Jahre 1826 gestifteten Karthause bewahrt, in die blühende Etshniederung herabstieg, ist hier vorläufig hängen geblieben und hat wie unser Freund S., wenn der Abend seinem Fleiße ein Ziel setzte, da in der Küche nicht nur in die Töpfe gekocht. Gerade dort ist die Gegend uner schöplich an malerischen Motiven, nur ist zur Zeit, wenn der Wein reift, das freie Umherstreifen etwas erschwert durch die allenthalben gesperrten Pfade. Sollte jemand so kühn sein, an einer hier drohend vorgestreckten hölzernen Hand vorüberzugehen, so wird er gewiß in kürzester Frist von dem allgegenwärtigen, unermüdblich wachsamem Weinhüter, dem sogenannten Saltner (s. unsere Abbildung auf S. 174), erwischt werden, der in dem alten traditionellen Kostüm unter großem mit Hahnenfedern und Fuchsschwänzen geziertem Admiralshut, die Hellebarde in der

Faust, martialisch genug aussieht und schon manchem naschhaften Buben oder durstigen Handwerksburschen das Herz erzittern gemacht hat. — Charakteristisch für das Etsthal sind auch die der Landschaft ein freundliches Gepräge gebenden schlanken, unendlich spitzen Kirchtürme, wie einen solchen auch das eben beschriebene Bild sehen läßt, sowie der fast überschwängliche Reichthum an Bergruinen, Bergschlößern und bewohnbaren Stammiszen theils gestorbener, theils noch blühender Edelgeschlechter. — Der Erwähnung noch besonders werth sind die im Etsthal resp. in den Etsthsümpfen im Frühlinge ihren lohnenden Erwerb findenden „Froschjäger“, denn nirgend wohl ist der Frosch um die gegenwärtige Zeit ein gesuchterer Artikel als gerade in dieser Gegend, wo die im März laichenden Landesfrösche (Landes-Lenz, Frühling) von bläulich-grauer Färbung eine beliebte Fastenpeise bilden und von Jung und Alt gefangen werden. Aber während in Norddeutschland man ihnen zu gleichem Zwecke am lichten Tage nachstellt, um sie unter der Bezeichnung „Froschteulen“ auf den Markt zu bringen, werden sie im Etsthal des Nachts bei Fackelbeleuchtung oder beim Glimmen der Kohlenpfanne gefangen, und schon aus der Ferne vernimmt man die Stimmen der nach dem „Märzner“ (Märzfrösch) sich umschauenden Burschen und Männer. Man



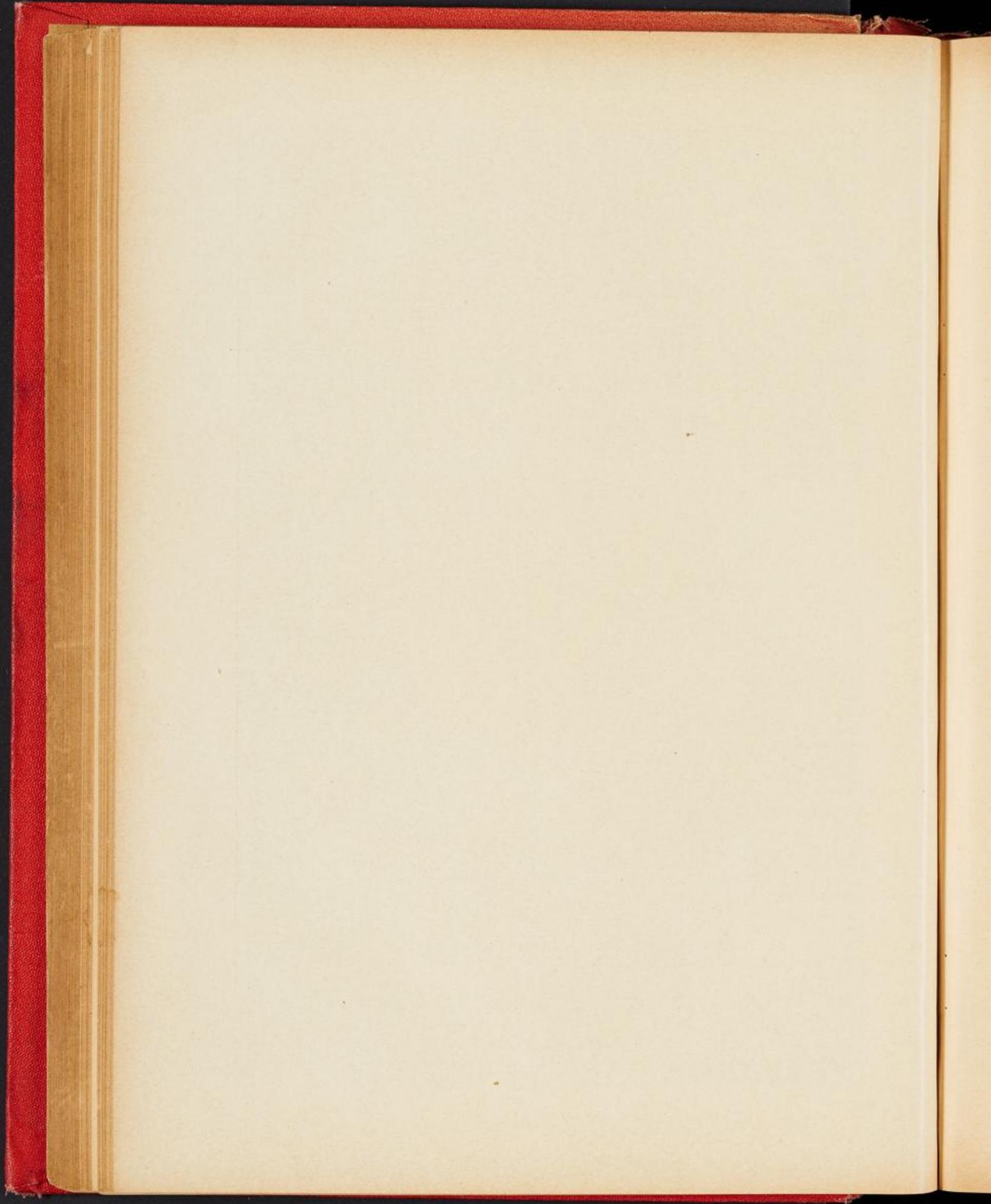
Wirth aus dem Etsthal.

nun das Licht von der Fackel oder dem Kohlenbecken herrühren, so wird es immer so gehalten, daß der Suchende seinen Schatten in den Tümpel bis zu dem Momente vorauswirft, in welchem er auf dessen Rand gebückt, sich anschießt, in das Wasser hineinzugreifen und die an den seichterem und zugänglicheren Stellen um die Nachtzeit sitzenden Frösche zu überraschen, was indessen nicht so leicht ist wie man glauben sollte, da sie gegen den Schein der Kohlenpfannen und Fackeln außerordentlich argwöhnisch zu sein pflegen und bei dem urplötzlichen Einfallen des verdächtigen Lichtes sofort in die vielverschlungenen Schlupfwinkel ihres Reviers zurückziehen. Indessen der Froschjäger weiß seine Beute auch aus diesen Verstecken hervorzuholen, und wenngleich nicht jede Nacht seine Mühe und Anstrengung lohnt, welche

diese Jagd erfordert, so ist sie doch einträglich genug, wenn man bedenkt, daß ein geübter Froschler während der Fastenzeit in einer Woche an die



Aus Venedig. Nach dem Gemälde von Adolf Echter.



20 Gulden verdienen kann, eine Summe, welche sich verdoppelte, als einst im Etschthale die Cholera herrschte und die Bauern das Fleisch der Frösche jeder anderen Nahrung vorzogen. Zu den ständigen Kunden gehören in erster Linie die Mönche, welche denn auch darauf rechnen können, daß man für sie die schönsten und fettesten Froschscheulen aufhebt und nur die weniger guten auf den Markt bringt. Allerdings muß zugegeben werden, daß der Froschfang nicht ohne Thierquälerei abgeht und es grausig mit anzusehen ist, wenn der Froschler die Hintersehenkel mit der Scheere abtrennt und den noch lebenden Oberkörper des armen Thieres seinem Schicksale überläßt; allein vielen anderen uns zur Nahrung dienenden Thieren ergeht es,

wir erinnern nur an den lebendig geschundenen Kal, um kein Haar besser. Der Mensch ist nun einmal in diesem Punkte ein grausames Geschöpf, das die Meinung hegt, die Thiere seien nur seiner wegen geschaffen worden und hätten als Nahrungsmittel keinen Anspruch auf eine weniger rücksichtsvolle Behandlung. Traurig, aber wahr! —

Große erschütternde Eindrücke werdet Ihr nicht sammeln im Vintschgau, aber frischen lieblich anmuthenden Stimmungsbildern begegnet ihr auf Schritt und Tritt, und wer Sinn und Verständniß dafür hat, wird es nicht bereuen, diesem gewöhnlich etwas stiefmütterlich behandelten Landestheile seine Aufmerksamkeit zugewendet zu haben.

-ek.



## Den Manen Victor von Scheffel's.

† 9. April 1886.

Von  
Dr. I. Steinbeck.

Und endlich war der Frühling gekommen. Wir hatten lange auf ihn gehofft und geharrt, nun war er da und fuhr mit feuchten Schwingen über das deutsche Land. Die Schatten des Abends sanken herab, da rauschte sein Fittig über die Thürme und Dächer der guten Stadt Karlsruhe dahin und sein Auge sah eine bleiche Leidensgestalt dort unten mit schwerer Krankheit und unsagbarem Weh ringen. Da trat er mitleidig und ehrfurchtsvoll herbei, glänzte doch von der Stirn des Kranken ein bleicher Schimmer jenes ewigen, unvergänglichen Frühlings, vor dem all' sein eigener vergänglicher Glanz zurücktreten muß, jenes Frühlings, den die Götter auf die Stirn ihrer Lieblinge bei deren Geburt küssen und der letzteren inmitten alles Erdenwehes bis zur Stunde des Todes verbleibt.

Der Mensch lag im Sterben. Leise trat der Frühling hinzu und sein linder Athem koste die heißen Wangen des Leidenden. Im Gemache verbreitete sich ein wunderbarer Duft, wie ihn die Erde nach einem Gewitter und die Maikräuter am Morgen nach ihrem Aufblühen aushauchen. Das that dem Sterbenden wohl, seine Brust hob sich in tiefen Athemzügen, sein Auge strahlte noch einmal dem holden Fremdling, den er so oft und mit so wunderbaren Tönen besungen, im alten Glanze entgegen und seine Rechte reckte sich zu versöhnendem Drucke der Lebensgefährtin an seinem Lager entgegen. Dann küßte der Frühling die Dichterseele von den erbleichenden Lippen und entschwebte damit in die laue Lenzluft draußen. Nah und fern erklangen die Glocken zu frommer Abendsfeier und ein heller Stern schoß vom Himmelszelt. Ein junges Mädchen sah es von ihrer Kammer und sprach in frommer Einfalt, ohne die Beziehung zu ahnen, die Verse des eben entschlummerten Dichters:

„Im Gebet erschweigt das Herz  
Und mir ist, als trügen Engel  
Eine Seele himmelwärts.“

Auf der Haide draußen erzählte der Frühling den lauschenden Elfen und Berggeistern das Geschehene und dazwischen brumnte der Telegraph. Nun trugen sie die Kunde, jeder in seiner Weise, in die Welt und am andern Morgen wußte es der Hohentwiel und alle die andern Berge, wußten es die Vögel und Blumen und rauschten's die Bäche und Flüsse ins Neckarthal hinab und von da zum

Rhein und in alle Welt hinein. Auch die Menschen wußten es nun, sie lasen es in der Zeitung: „Gestern Abend, am 9. April, ist Victor von Scheffel gestorben.“

Aber die Natur legte kein Trauergewand an, denn sie weiß, daß was geboren ist, sterben muß, um wieder kommen zu können. Um das frische Grab des Sängers flüstern und säufeln die linden Lüfte, die nun erwacht sind, und den Tag über liegt goldener Sonnenschein, wie ein Abglanz seines Humors, auf dem frischen Rasen, unter dem der Dichter schläft.

Dahin kommt:

— — der Vögel ganzer Troß  
Neugierig nachgerüdet:  
Sie heben um den Dichterort  
Ein Hüpfen, Tanzen, Springen;  
Sie weisen ihre Schnäbel dort,  
Hellauf ertönt ihr Singen:  
„Das war ein Mann, der's besser kann,  
Als wir im Federtleide.  
Bei Sang und Ton! — daß Gott ihm lohn'  
Solch süße Vogelweide!“

Und wir Menschen? — Nein, wir trauern auch nicht, wir drängen den Schmerz des Abschiedes, die Behmuth des Scheidens tapfer zurück und sprechen: „Du bist wohl gestorben, aber nicht todt, und Deine Lieder leben unter uns fort. Was Dir ein Gott in die Brust gelegt, hattest Du längst frisch und fröhlich Deinem lauschenden Volke herausgesungen. Nun bist Du gegangen und willst ruhen. Schlafe in Frieden, fromme Seele! Dir war der Tod Erlösung, uns hat er nichts Wesentliches von Dir rauben können. Schlaf in Ruh!“ — So stehen wir am Grabe des Dichters und überblicken ohne Schmerz, vielmehr in erneuter Freude und erhöhtem Genuße sein Leben und sein Dichten. Denn wir wissen nun, das erstere ist ohne grelle Dissonanzen verlaufen und abgeschlossen, die einzige vorhandene löste sich noch zuletzt harmonisch, und das letztere ist unser unvergänglicher und unverlierbarer Schatz geworden, der in sicherer Hut des gesammten Volkes steht.

Es ist in unserer politisch und social sturmbelegten Zeit schwer für einen Dichter, schwerer als zu irgend einer andern vorher, von seinem Volke gehört zu werden. Der Sinn des Jahrhunderts steht nicht auf Lieder und Gefänge, er drängt nach

Thaten, und es muß ein gar eigenartiger Ton sein, der sich Geltung und Gehör im Lärmen des Marktes und beim Rassel der Maschinen zu verschaffen weiß. So ist es auch nur wenigen Ausgewählten unter unsern zeitgenössischen Dichtern gelungen, sich allgemeine Anerkennung und dauernde Einwirkung auf die Nation zu erwerben. Wir wüßten nur vier Namen zu nennen, die Anspruch auf den Namen „Volksdichter“ in diesem edelsten Sinne unter uns haben. Drei von ihnen deckt nun der Name: Reuter, Geibel, Scheffel und nur einer, auch schon im Greisenalter, lebt noch unter uns: Gustav Freytag.

Wollte Jemand daran zweifeln, daß Scheffel zu dieser auserwählten Schaar gehört, so könnten wir es ihm genau mit dem jetzt so beliebten Mittel der Alles beweisenden Zahlen demonstrieren. Vor uns liegt vom „Ekkehard“ die 45. Auflage, vom „Gaudeamus“ die 80., vom „Trompeter von Säckingen“ die 130.; alle drei tragen die Jahreszahl 1885 und werden ohne Zweifel in diesem Jahre ihre Zahl um 1, wenn nicht um 2 und 3 zur Weihnachtszeit erhöhen. Schlagender wäre der Beweis freilich noch, wenn wir den Zweifler an die Commerztafel deutscher Studenten führen und ihm zu hören geben könnten, wie ausgiebigen Gebrauch die deutsche academische Jugend von den „feuchtfrohlichen“ Gesängen ihres Leibpoeten macht, wie sie die Lieder vom Rodensteiner, vom Ichthyosaurus und dem Hausknecht aus dem Nubierlande, vom Abt von Philippsbrunn und den „reinklichen Vögeln an der fernern Guanoküste“ nicht nur im Commerzbuch, sondern auch im Kopfe hat und schier zum Ueberdruß singt und wieder singt. Oder er gehe hinaus in's Volk und horche, ob es nicht ihm auf Schritt und Tritt entgegen klingt:

„Behüt' Dich Gott! Es wär zu schön gewesen,  
Behüt' Dich Gott! Es hat nicht sollen sein.“

Er frage, ob der Trompeter von Säckingen irgendwo im deutschen Lande unbekannt ist und die Geschichte vom Mönche Ekkehard und Hadwig's, der Herzogin von Schwaben, nicht in aller Leute Munde.

Freilich ist Scheffel nicht mit einem Male und so schnell populär geworden, wie viele Leute glauben. Der Trompeter ist 1853 und Ekkehard 1855 erschienen, beide haben Jahre gebraucht, ehe sie es zu einer zweiten Auflage brachten. Erst als das „Gaudeamus“ im Jahre 1867 wie ein Blitz in unsere Studentenwelt einschlug, erinnerte man sich auch der früheren, erzählenden Dichtungen desselben Poeten und holte sie hervor. Und doch war jenes nachträgliche Auerkenntniß vorausgegangener Zeiten wohl nicht ganz von dem Erfolge des „Gaudeamus“ abhängig, sondern vielmehr durch die Zeitereignisse und ihre Wirkung auf die Nation bedingt. Seit 1866 weht ein anderer Geist in

Deutschland, als vorher. Das Volk besann sich auf sich selbst und seine Geschichte, und da mußten Stoffe aus der deutschen Vergangenheit, mit solcher ursprünglichen Frische, solch köstlichem, echt deutschem Humor vorgetragen, zünden. Darin liegt unserer Meinung nach das Geheimniß des äußern, schier beispiellosen Erfolges dieser Dichtungen, wiederum ein Beweis, daß der Erfolg eines Buches, wie eines Menschen nicht allein von seinem innern Werthe, sondern mehr noch von äußeren Umständen bedingt ist. So ist Scheffel der Dichter des jungen deutschen Reiches vor allen Andern geworden und als solchem hat ihm namentlich die academische Jugend zugejubelt. Sie faßte instinktiv den national-patriotischen Gehalt seiner Dichtungen auf und sie faßte ihn um so lieber, als Scheffel damit wunderbar den ebenso nationalen Kneiphumor des Deutschen, die Poesie des Durstes und des Trinkens zu verbinden wußte. Was griechgrämige Moralphilosophen und gelehrte Nationalökonomien als Nationallaster brandmarken und uns vorwerfen, fand hier seine dichterisch-humoristische Verklärung und wirkte um so drastischer, je mehr sich der Schall in das Schleppegewand wissenschaftlicher Systeme und Ausdrücke zu hüllen verstand. Daß der Dichter dabei stets die nöthige Grenze inne zu halten wußte und selbst in seinen derbsten Liedern weder den Grazien noch der guten Sitte zu nahe trat, ist sein besonderes Verdienst und beweist mehr als alles Andere seinen echten Dichterberuf. Seine Nachfolger und Nachbeter haben diese feine Distinction nicht gehabt, kein einziger unter ihnen hat sich vom Trivialen und Gemeinen fern gehalten und wir dürfen einen Theil des frühzeitigen Verstumens und der steigenden Verbitterung, die sich seit Jahren unseres Dichters bemächtigt hatte, wohl auf Rechnung des Abscheues setzen, mit dem Scheffel den wüsten Lärm der ihm nachdrängenden Schaar von sich abwies. Das gilt nicht allein von den rohen Kneipliedern, die sich an das „Gaudeamus“ wie der Rost an den Stahl ansetzten, das gilt ebenso gut von der heute so beliebten „Bogenscheibenschrift“, die sich an die Lieder des Trompeters reißt, wie von den sogenannten historischen Romanen, die an Ekkehard anknüpfen und deren Verfasser alle ihr Licht nicht unter, sondern auf den Scheffel setzen wollen. Hat der Meister sie auch schweigend geduldet und als ein unabweisbares Verhängniß anzusehen gelernt, so hat er sie darum noch lange nicht gut geheißt, so wenig wie das deutsche Volk sie auf die Dauer gut heißen und schmachhaft finden wird.

Wenn wir die Reihe der Scheffel'schen Dichtungen übersehen, muß uns ihre geringe Anzahl überraschen, um so mehr, als sie nunmehr die gesammte Ausbeute eines ganzen Dichterlebens un-

widerrüßlich bedeutet. Außer den drei genannten Hauptwerken haben wir bekanntlich nur noch zu nennen: „Hugideo“, eine Geschichte aus dem fünften Jahrhundert, „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers“, beide in Anlehnung und Verfolg des im Ekkehard mit so viel Glück angeschlagenen, halb alterthümlichen, halb schalkhaften Chronikentyls, der doch nimmer in's Gefühlsste verfällt, sowie die lyrischen Werke: „Frau Aventure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit“ und die „Bergpsalmen“. Alle vier treten an Popularität und — sagen wir es offen — auch an künstlerischem Werthe und Gewicht hinter „Gaudeamus“ und den „Trompeter“, namentlich aber hinter den „Ekkehard“ zurück, den Höhepunkt des Scheffel'schen Wirkens, das unübertroffene und unübertreffliche Muster eines kulturhistorischen Romanes. Und doch finden sich, namentlich in „Frau Aventure“ herrliche Perlen, die der größten Ehre und Anerkennung werth sind, wie z. B. „die Erscheinung“ in den Liedern des Biterolf und einzelne Lieder in der „Fahrenden Schüler Psalterium“. Aber im Gesamtwert und der Gesamtschätzung müssen diese Werke zurücktreten, so daß uns eigentlich nur jene drei erstgenannten als die Summe des Scheffel'schen Sanges verbleiben.

Wir gehören sicherlich nicht zu denen, die das Lied nach der Elle und den Werth des Dichters nach der Zahl seiner opera schätzen, und dennoch fragen wir verwundert: warum ihrer nur drei in einem 60jährigen, von materieller Noth nicht bedrängten, an Brodarbeit nicht gebundenen und an Anerkennung und äußeren Ehren sicherlich nicht armen Poeten leben? Es giebt mannigfache Erklärungen für diese auffallende Erscheinung. Zunächst müssen wir von den 33 Jahren, die zwischen der Herausgabe des „Trompeters“ und Scheffels Tode liegen, also von der Gesamtzeit seiner dichterischen Thätigkeit, fast die Hälfte — 16 Jahre — abziehen, in denen Scheffel aus den oben angegebenen Gründen der Verbitterung und der Vereinsamung kaum noch einen Liedergruß an irgend welche studentische Runde und bei irgend welcher festlichen Veranlassung aus seinem Studierzimmer in die Welt hinausfliegen ließ. Seit 1869, der Herausgabe der „Bergpsalmen“, war er so gut wie verstummt. Sodann läßt sich nicht verkennen, daß unserem Dichter stets der erste Wurf am besten gelang, so beim Ekkehard, wie beim Gaudeamus; während wiederholte Versuche in derselben Manier und Richtung schwächer und schwächer auszufallen pflegten. Das entging dem scharfen Verstande und der Ehrlichkeit des Dichters nicht und lähmte bei seiner

großen Bescheidenheit die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit.

Endlich aber war es eine charakteristische Eigenthümlichkeit des wie Wenige zum Dichter berufenen Mannes, daß er sich zu keiner Zeit seines Lebens, nicht einmal unter dem betäubenden und berausenden Erfolge seiner Hauptwerke, als Dichter fühlte und zum Dichter berufen glaubte. Er war und blieb in Wirklichkeit ein Heidelberger Student im besseren Sinne des Wortes, ein Privatgelehrter, dessen Leben der ernstesten Wissenschaft geweiht war.

So ist ihm die Blume seiner epischen Dichtung aus ernstesten Geschichtsstudien emporgeblüht, so kam die Muse seiner lyrischen in frohen, der Geselligkeit geweihten Stunden zu ihm, ungerufen, oftmals nicht einmal willkommen geheißen und festgehalten. Alle seine Dichtungen waren in Scheffel's Augen im Grunde doch nur Allotria, die neben dem ernstesten Inhalte seines Lebens so nebenhergingen, wie die blauen Blumen im Felde neben den Aehren stehen. Das erklärt wohl am meisten die geringe Anzahl der Scheffel'schen Dichtungen, es erklärt aber auch vor Allem das Ungekünstelte, Ursprüngliche, Frische und Packende seiner Darstellungen, während die Nachbeter ihm nur ängstlich abguckten, „wie er sich räuspert, wie er spuckt“ und so wohl die äußerliche Fertigkeit, die Mache, nie aber die sprudelnde Natur des Meisters erreichen konnten.

Sei dem nun, wie es mag: Scheffel hat genug gethan, sich die Unsterblichkeit unter seinem Volke zu sichern, und wir wiederholen, daß wir ihn zu der geringen Zahl der Dichter rechnen, die in unserer Zeit auf ihres Volkes Denken und Fühlen dauernden Einfluß gewannen und seinen Literaturschatz für alle Zeit bereichert haben.

Wenn im Herbst dieses Jahres die alten Schüler der Ruperto-Carolina zu deren 500jährigem Jubelfeste nach Heidelberg pilgern, nach Heidelberg, dessen poeta laureatus im Speziellen Scheffel ist, dann wird unsichtbar aber lebendig Scheffels Geist die Commilitonen umschweben, sowie seine Lieder sie umtönen werden. Auch dann sei seiner nicht in unfruchtbarer Trauer gedacht! Er lebt, er lebt, wenn er auch leiblich nicht bei uns ist, und wie wir eines zufällig Abwesenden gedenken, so heben wir die Römer an Perkeo's Faß und rufen:

„Und was am Niedern fleblich,  
Verhörung, Haß und Wahn,  
Das treucht und leucht vergeblich  
Zu Deinen Höhn hinan,  
Zu Gottes klaren Sternen  
Hobst Du das Haupt empor,  
In lichten Himmelsfernen  
Hörst Du der Engel Chor.“

## Der Stabstrompeter.

Humoreske von A. v. Winterfeld.

König Friedrich Wilhelm I. hatte sich schon lange über seine sogenannten „Küchen- und Taschendragoner“ geärgert. Dieses Corps, das in der preussischen Heeresgeschichte auch unter dem Namen der „Hofstaats-Dräger“ vorkommt, stammte noch von seinem prachtliebenden, seligen Vater her, der sich aber bei seinen Lebzeiten auch schon schwer darüber ärgern gemüht. Es war eine verlodderete Truppe, deren Dienst hauptsächlich darin bestand, die wöchentlich einmal von Berlin nach Hamburg gehende Hofküchenpost dahin, und von dort wieder zurück zu eskortiren, oder Briefe oder andere Hofeffecten zu besorgen, zu welchem Zweck sie große Ledertaschen an der linken Seite des Sattelzeugs trugen. So vornehm nun diese Bestimmung auch war, oder vielleicht auch gerade deswegen, ein fester, strammer Dienst war in die Leute nicht hineinzubringen, es fehlte ihnen der soldatische Geist und die soldatische Pünktlichkeit, und wenn andere preussische Reiter ihnen begegneten, zuckten diese die Achseln über sie, oder es wurde auch wohl eine spöttische Bemerkung in den Bart gebrummt. Namentlich das häufige Nichtinnehalten der Stunde war dem prachtliebenden Könige fatal, und als es zu verschiedenen Malen vorgekommen, daß Delikatessen nach dem Diner angelangt, anstatt vor demselben, löste er in einem Anfall von übler Laune das ganze Corps auf und machte es zu einem wirklichen Dragoner-Regiment. Das half aber noch immer nicht recht viel, und selbst als acht Jahre nachher König Friedrich Wilhelm I. auf den Thron kam, wollten ihm die früheren Küchen- und Taschendragoner, die spottweise ihren Namen beibehielten, noch immer nicht behagen. Da kam aber eine Gelegenheit sich auszuzeichnen, und sie thaten dies bei der Einnahme von Usedom in einer Weise, die dem König imponirte und ihn auf den Gedanken brachte, dem Verdienste seinen Lohn folgen zu lassen. Er wußte nur noch immer nicht recht, wie er's anfangen sollte. Bald wollte er das Regiment zu einem Leibregiment machen, bald es zu einem Kürassierregiment erheben, bald wieder ihm ein paar silberne Pauken verleihen, das summt ihm alles durch den Kopf, ohne daß er sich für eine be-

stimmte Idee zu entscheiden vermochte. Von den Pauken hatte er sich schon eine Zeichnung machen lassen, ein Modell für die Uniform war schon dem betreffenden Regimentschneider zugegangen; bei dem guten Vornehmen blieb er aber und zuletzt kamen wichtigere Sachen dazwischen und die beabsichtigte Auszeichnung für das Regiment wurde auf die lange Bank geschoben.

So kam die Zeit heran, wo der König, im Jahre 1715, die in der Neumark stehenden Truppen inspiciren wollte.

Obgleich er sich zu einer solchen Besichtigung stets den Kriegsminister, den kommandirenden General, den Divisions- und Brigade-Commandeur und noch mehrere Adjutanten mitnahm, so blieb die Sache doch stets so geheim, daß ein in früher Morgenstunde geblasenes Alarmsignal stets vollständig überraschend kam.

In der vorangehenden Nacht wurden die betreffenden Herren schnell aus den Betten geholt, außerdem vier Trompeter designirt, weil die Regimenter gewöhnlich in verschiedenen kleinen Garnisonen lagen, und dann ging die Reise los, immer durch den märkischen Sand durch, bis sie beim ersten Morgendämmern auf dem Punkte angekommen waren, wo die zerstreuten Schwadronen sich vereinigen und eine Probe ihrer Schnelligkeit und ihrer Ausbildung an den Tag legen sollten.

So geheim die Sache sonst zuzugehen pflegte, diesmal hatte aber die Königin etwas davon erhorcht, und als Friedrich Wilhelm, nachts zwei Uhr, gestieft und gespornt, in's Frühstückszimmer trat, um seine Morgensuppe zu essen, fand er zu seinem größten Staunen Sophie Dorothee bereits vor, und zwar ebenso reisefertig angezogen, wie er.

„Guten Morgen, Friß,“ sagte die hohe Frau freundlich auf ihn zutretend, „hast Du gut geschlafen?“

„Ich danke Dir, Sophie,“ entgegnete der König mit galantem Handkuß . . . „sehr gut . . . aber bei Dir scheint das nicht der Fall gewesen zu sein, oder was könnte Dich sonst so früh aus dem Bett gelockt haben?“

„Ganz das Gegentheil, lieber Fritz . . . Gesundheit und Lebenslust . . . Du sprachst gestern Abend so laut mit Deinem Adjutanten, als Du ihm Deine Befehle gabst, daß ich fast jedes Wort hören konnte . . . da kam mir ein Gedanke, der mich nicht ruhen ließ und mich heute früh aus den Federn trieb. . . .“

„Nun?“ fragte der König, als die hohe Frau nicht weiter sprach. „Nimm mich mit, Fritz . . . ich möchte gern einmal sehen, wie ein Regiment allarmirt wird.“

Der König machte große, erstaunte Augen. Das war ja ganz etwas Neues . . . eine ganz neue Seite, die er bei seiner Frau entdeckte . . . aber die wußte wohl, was sie that . . . in letzter Zeit waren kleine Zerwürfnisse mit ihrem Gemahl vorgekommen, und da sie diese gern wieder beizulegen wünschte, that sie einen Schritt, von dem sie sich mit Bestimmtheit sagen konnte, daß er zum Ziel führen würde; sie interessirte sich für seine Soldaten, und da seine Soldaten ihm alles waren, so mußte dabei ein Theil dieser Gunst für sie abfallen.

Es hatte bereits gewirkt, denn der König wurde sofort lustig.

„Na, das freut mich, daß Du eine ordentliche Soldatenfrau werden willst!“ rief er aus, nachdem er der zarten Dame so derb auf die Schulter geklopft, daß sie schmerzlich dabei zusammenzuckte . . . „einen anderen Wagen nehme ich aber nicht . . . mußt mit meinem offenen Studeckasten fürlieb nehmen . . . da hört man manchmal die Engel im Himmel pfeifen, wenn es so recht über Stod und Stein geht . . . nachher sollst Du Dich aber zu Pferde setzen . . . werde Deinen Paradegaul mitnehmen. . . .“ Dann ging er nach der Thür und klingelte.

„Sind die Herren versammelt?“ fragte er den eintretenden Lakaien.

„Zu Befehl, Euer Majestät.“

„Eintreten lassen . . . dann anspannen . . . und das Leibpferd der Königin mitnehmen . . . zuerst aber die Suppe und noch ein Gedeck für Ihre Majestät . . . hier obenan . . . auf dem rechten Flügel . . . marsch!“

Der Lakai lief, dann fing es draußen an zu trampeln, und vier dicke Herren in großer Uniform traten ein, in der linken Hand den Hut, in der rechten den Stod; so stellten sie sich breitbeinig und mit ungelenkter Verbeugung an die Thür. Sie sahen alle gut genährt aus. Die Backen hingen ihnen ordentlich auf die Halsbinden herab, um die vollgestopften Bäuche wollten die breiten, silbernen Schärpen kaum herumgehen, und Beine hatten sie aufzuweisen, mit Respect zu sagen, wie ein Elefant, so dick und gleichmäßig herunter in den grauen Kamatschen.

Vom Major aufwärts waren die Offiziere damals alle derb und maffig gebaut; vom Major ab-

wärts gab es aber noch viele schlanke und magere, wie der Sold, der ihnen zutheil ward. Nachher holten sie aber nach, was sie so lange entbehrt hatten.

„Guten Morgen, meine Herren!“ sagte der König mit einem leichten Nicken des wohlgeputzten Kopfes und dem glattrasirten, rothen Gesicht.

„Guten Morgen, Majestät!“ lautete die Antwort, als wenn sie aus einem Munde geschossen wurde.

„Die Königin wird uns heute die Ehre erzeigen, uns zu begleiten. . . .“ Die alten Generale machten eine ungelenke Verbeugung, welche mit einer graciösen erwidert ward.

„Wo sind denn aber die andern Herren? . . . ich will doch nicht hoffen, daß sie ihren König warten lassen?“

„Es hat noch nicht zwei geschlagen, Majestät,“ erwiderte der Kriegsminister von Meerlag . . . Da dröhnte der erste Schlag vom nächsten Thurm und mit ihm marschirten mehrere jüngere Officiere in's Zimmer, der Flügeladjutant vom Dienst stramm voran, und stellten sich links von den hohen Vorgesetzten mit derselben Breitbeinigkeit hin, wie diese es vorhin gethan.

„Na . . . noch grade vor Thoreschluß,“ sagte der König, wieder heiter werdend . . . „wo ist Er denn so lange gewesen, Magebib!“

„Im königlichen Dienst, Majestät . . . bis auf die letzte Sekunde . . . nun ist aber alles zur Abfahrt bereit.“

Als der letzte Offizier sich breitbeinig stellte, dröhnte auch der letzte der sechs Schläge vom Thurm . . . erst waren vier gekommen, welche die volle Stunde annoncirten und dann die zwei lauterer, welche sie aussprachen.

Der König nickte mit zufriednem Lächeln.

In dem Moment wurden zwei große dampfende Terrinen hereingetragen und auf die beiden Enden der Tafel gestellt.

Friedrich Wilhelm reichte seiner Gemahlin den Arm, um sie auf ihren Platz zu führen.

„Nun, meine Herren, Platz genommen, damit die Suppe nicht kalt wird . . . thue uns auf, liebe Sophie und Sie, Malztippel, machen die Hausfrau für die jüngeren Herren.“

Trotz der frühen Morgenstunde stand übrigens ein ganz anständiges Frühstück auf dem Tisch.

Mächtige Scheiben fastigen Schinkens, dessen breite Fettränder schwer über den Rand des Tellers herabhingen, eine kalte Kalbskeule, saurer Nas, verschiedene Würste und Käse, frische Butter und knuspriges Brod; alles das stand in reichlicher Fülle auf der breiten Tafel, nicht zu vergessen eine halbe Flasche kräftigen Ungarweins vor jedem Couvert, und wenn die geleert war, wurde gleich wieder eine neue hingesezt.

So sparsam der König sonst auch war, hungern ließ er seine Gäste nicht; wer sich an seinen Tisch setzte, der mußte vollbefriedigt wieder aufstehen, und wenn er einen kleinen Schwipp hatte, brauchte er sich auch nicht davor zu ängstigen. Es kam aber nicht gerade oft vor, die alten Herren konnten 'nen guten Hieb vertragen, und die jungen nicht minder.

So gern aber der König bewirthete, ebenso gern ging er auch zu Anderen zu Gast. Zu solchem Geschmause pflegte er sich in der Regel selbst einzuladen, am liebsten bei einem seiner Generale, Sonntags nach der Parade, wenn er sich über seine Soldaten gefreut hatte; dann nahm er aber gewöhnlich noch eine ganze Gesellschaft mit, manchmal sämtliche Generale und Stabsoffiziere, so daß dem armen Gastgeber schon vorher der Appetit verging zu dem Diner, das er gezwungener Weise geben mußte. Einmal kam aber der König an den Unrechten und zwar an den General von Borcke, der sehr genau war, weil er zehn Kinder ernähren mußte.

„Na, Borcke!“ hatte der König eines guten Sonntags zu ihm gesagt . . . „heute lade ich mich bei Ihm zu Mittag ein . . . wollen aber in ein Gasthaus gehen; da hat Er weniger Umstände davon . . . kommen die Herren nur Alle mit, Onkel Borcke freut sich darüber.“

Damit ging er voran nach dem König von Portugal, wo man am besten speiste; Onkel Borcke, als lebenswürdiger Wirth links neben ihm und sämtliche Stabsoffiziere lustig hinterher; denn solche Gelegenheit wurde von Jedem gern benutzt.

Friedrich Wilhelm bestellte natürlich die besten Gerichte und den feinsten Wein, und wenn es ihm und den Andern so recht schmeckte, dann warf er einen schmunzelnden Seitenblick auf Onkel Borcke, weil es ihm Spaß machte, dem geizigen Alten heute einmal ein ordentliches Loch in den Beutel zu machen.

Als das Mahl zu Ende war, ließ der General sich die Rechnung bringen.

„So!“ sagte er, ein Paar Thaler auf den Tisch legend . . . „das ist für mich und Seine Majestät . . . die Andern habe ich nicht eingeladen.“

Da lachte der König und bezahlte den ganzen Kram. Beim alten Borcke hat er sich nachher aber nicht wieder eingeladen. —

Als Jeder seinen großen Teller dicker Hasergrübe heruntergelöffelt, wurden die kalten Speisen herumgereicht, in die man ordentlich einhieb.

Dem Wein sprach man ebenfalls brav zu; aber als die Herren anfangen, rothe Köpfe zu bekommen, stand die Königin auf, und alles folgte ihrem Beispiel.

Dann leuchteten die Lakaien voran und die

Gesellschaft stieg in den Schloßhof hinab, wo alles zum Einsteigen bereit war.

In den ersten Wagen kamen Friedrich Wilhelm und Sophie Dorothee, in den zweiten der Kriegsminister von Meerkaß und der kommandirende General von Kühling, in den dritten der Divisions-Commandeur von Zalusky und der Brigade-Commandeur von Schwellengrebe, und in die folgenden Fuhrwerke vertheilten sich die Adjutanten und Ordnungsoffiziere. Zehn Schritte voran hielten zwei Fackelträger, und den Nachtrab bildeten die vier Trompeter, die den Alarm in alle Winde tragen sollten, und die Lakaien mit den Reitpferden.

„Vorwärts!“ rief der König . . . „und tüchtig aufgehauen; wir haben eine gute Viertelstunde einzuholen.“

Die Peitschen klappten, die Wagen rummelten, die Pferde trappten, von den Fackeln flog das abtropfende Pech; so ging es durch die dunkeln Straßen Berlin's und dann hinaus auf das noch dunklere Feld, immer nach Rauen und Böhov zu.

Als sie auf dem schon vorher bestimmten Terrain ankamen, war es noch finstere Nacht.

Der König ließ halten und dirigirte die vier Trompeter nach den vier verschiedenen Garnisonen des zu inspicirenden Dragoner-Regiments. Die Eine lag näher, und die Andere weiter; mit Rücksicht darauf hatte er aber die Blechpfeifer abreiten lassen, daß in allen Städten zu gleicher Zeit geblasen ward. Das Versammlungsterrain war jedem Reiter bekannt; wenn er das Alarm-Signal vernahm, raste er auf dem kürzesten Wege dorthin.

Der König lauschte aufmerksam in die stille Nacht hinaus . . . wenn die Natur so ruhig ist, trägt die Trompete weit, weiter noch als der dumpfere Glockenton, der auch schon eine gute Strecke zu hören ist.

Da schmetterte die erste Trompete von fern her über's Feld . . . dann folgten nach anderen Richtungen hin die zweite, die dritte, die vierte.

„Nun kann's nicht mehr lange dauern,“ sagte der König . . . „zu Pferde, wenn ich bitten darf.“

Nach wenigen Minuten saß alles im Sattel; dann noch eine kleine Viertelstunde, und im Osten dämmerte der junge Tag empor. Die Fackeln wurden bleicher und bald darauf gelöscht.

Die Wagen fuhren eine Strecke zurück, und die kleine Gruppe blickte schweigend und aufmerksam nach den verschiedenen Richtungen, aus denen das Regiment hier zusammenfließen mußte.

Da kamen zuerst die ausgesandten Trompeter wieder zurück . . . jeder in eine Staubwolke gehüllt, aus der es manchmal leicht aufblitzte beim ersten Aufglimmen des Frühroths.

Noch zehn Minuten und einzelne Dragoner

kamen schon angespritzt, als wenn der leibhaftige Teufel hinter ihnen wäre . . . Einer schnallte noch hier, und der Andere schnallte noch dort, Einem saß der Hut im Genick, und der Andere hatte einen Bügel verloren; reiten thaten sie aber alle, daß die Funken nur so stoben, und waren sie auf dem bekannten Terrain angekommen, dann ordneten sie sich sofort zu Eskadrons, die immer dichter und dichter anwuchsen, bis Keiner mehr kam, und der Oberst von Tucholka meldete, daß das Regiment vollzählig versammelt sei.

Daß der König mit seiner ganzen Suite gekommen war, und sogar Ihre Majestät die Königin, machte die Dragoner auf der einen Seite stolz, auf der anderen bekamen sie aber auch ein leises Frösteln; denn wer heute einen Fehler beging, der konnte sich auf 'was gefaßt machen . . . gerecht war der König zwar, ein echter Soldatenkönig, aber zornig und streng im äußersten Maß; wer seine Pflicht nicht that, den kriegte er gleich bei den Ohren, daß er das Zittern acht Tage nicht los ward.

Friedrich Wilhelm sah nach der Uhr und nickte zum Zeichen seiner Zufriedenheit; das Regiment hatte sich in noch kürzerer Zeit versammelt, als das Reglement es vorschrieb.

„Lassen Sie eine halbe Stunde flott exerciren, Oberst von Tucholka,“ befahl der König; „zuletzt einen Parademarsch im Galopp.“

Der Commandeur jagte vor die Front der nebeneinander aufgestellten fünf Schwadronen und schrie: „Regiment!“

„Escadron!“ schrieten die Schwadronschefs hinterher.

Dann blies der Stabstrompeter ein Signal, das abscheulich klang.

Der König, obgleich ein schlechter Musiker, verzog das Gesicht, und die Anderen machten auch Gesichter, als wenn sie Zahnschmerzen hätten. Das Exerciren nahm in flotteser Weise seinen Anfang; die Pferde schnoben und griffen aus, Kommandoworte ertönten aus der hantbewegten Masse; aber der aus dem trockenen Erdreich aufgewirbelte Staub war so stark, daß man oft nichts sah, als eine schwere, graue Wolke, die trüg herüber und hinüber zog.

Nur wenn eine scharfe Wendung gemacht und das Regiment plötzlich eine entgegengesetzte Richtung einschlug, war es, als wenn ein Schleier vor demselben fortgerissen, und die liebe Sonne zeigte dann die schöne Reiterschaar in schönster Ordnung und in vollster Kraft. Lange ward aber den Zuschauern der Anblick nicht vergönnt, eine neue Wendung, und der graue Schleier zog sich wieder vor . . . als wenn der steigende Feuerball sein neckisch Spiel triebe, selbst mit dem Herrscherpaar und der ganzen vornehmen Generalität.

Die Königin folgte mit dem größten Interesse allen Bewegungen, nur wenn der abscheuliche Stabstrompeter blies, schloß sie einen Moment die schönen Augen, während der König eine Verwünschung murmelte, und die Herren des Gefolges sich unmutig auf die Lende schlügen, oder dem Pferd in's Maul ruckten.

„Was ist denn das?“ fragte plötzlich Sophie Dorothee.

Der König war so in den Gang des Exercirens vertieft, daß er die Frage überhörte . . . deshalb wurde sie wiederholt.

„Fritz! . . . sage mir doch . . . was hat das zu bedeuten?“

„Was denn liebe Sophie?“

„Der weiße Mann unter all' den blauen Uniformen . . .“

„Der weiße Mann? . . . ich sehe keinen weißen Mann . . .“

„Jetzt! . . da! . . eine weiße Kürassier-Uniform . . im zweiten Gliede . . vom letzten Zug . . .“

Nun sah ihn der König auch . . bisher war sein Auge immer voran gewesen, und die Sonne blendete so sehr . .

Sofort färbte sich sein Antlitz dunkler und er wandte sich zum Kriegsminister:

„Was bedeutet denn das? . . Wie kommt denn der Kürassier mitten unter die Dragoner?“

Der alte Meerkay nahm den Hut ab und machte ein verwundertes Gesicht.

„Der Kürassier?“ wiederholte er . . . „welcher Kürassier? . . wo ist denn ein Kürassier?“

„Da! . . im zweiten Glied vom vierten Zug der fünften Escadron . . können Sie denn nicht sehen?“

„Zawohl!“ sagte der General, obgleich er nicht 'mal einen Zug sah, geschweige denn einen einzelnen Reiter . . . „jetzt sehe ich allerdings . . es ist unglaublich . . ich werde sofort Erkundigungen einziehen, Majestät . . .“

Da blies wieder der Stabstrompeter ein herzzerreißendes Signal und mit ihm war der weiße Kürassier vergessen . . der ganze königliche Unmuth lenkte sich wieder auf den unglücklichen Musiker.

„Das ist einer aus dem Fegefeuer . . der oben die armen Seelen ängstigen muß . . das halte ich nicht mehr lange aus . . das ist zum Berückwerden! . .“

„Excellenz von Kühling!“ sagte der Kriegsminister zum kommandirenden General, der sich grade die Backe hielt . . „wie kommt der weiße Kürassier unter die blauen Dragoner? . . Majestät sind sehr ungehalten . . antworten Sie doch!“

„Keine Ahnung!“ war die Antwort . . „werde mich aber sogleich erkundigen . . mir ebenfalls sehr fatal . .“

Damit nahm er die Hand von der Bache und fuhr den Divisions-Commandeur an, der erschreckt zusammenzuckte.

„Excellenz von Zalusky!“

„Herrje; ja doch!“ tönte es auf dienstliche Art zurück.

„Wie kommt der weiße Kerl in das Dragoner-Regiment?“

„Der weiße Kerl?“ wiederholte der Divisionair, noch ganz bewildert.

„Sehen Sie denn nicht? . . . Sie sind wohl kurz-sichtig geworden? . . . der Kürassier . . .“

Diese Zumuthung ließ den General sofort von Dienstfeier erglühen . . . wer giebt es denn zu, daß er kurz-sichtig ist? . . . Das kann den Abschied in's Haus bringen . . .

„Sehr wohl, Excellenz! . . . i, da soll doch gleich! . . . stelle augenblicklich Nachforschungen an . . .“

Dann warf er sein Pferd herum und prallte so heftig an den Brigade-Commandeur, daß dieser einen Bügel verlor.

„Herr General! . . . was soll denn das bedeuten? . . . welche Unordnung in Ihrer Brigade! . . . da ist ja ein Kürassier unter den Dragonern . . . Majestät sind im höchsten Grade aufgebracht . . . be-greife gar nicht, daß Ihnen das bisher entgangen ist . . .“

Der Brigade-General von Schwellengreble war eine feurige Natur und ein ehrgeiziger Mann, der nicht gern etwas auf seine Dienstehre kommen ließ. Obgleich er den Sachverhalt noch gar nicht recht gefaßt hatte, setzte er sich sofort in Action. „Un-erhört! . . . empörend!“ polterte er heraus . . . „gleich erkundigen . . . Excellenz Meldung machen . . . Him-mel-Donner! . . . Donner-Himmel!“

Dann gab er seinem Fuchs ein Paar Zinken, daß der erst hintenausflug und dann fortraste mitten in die dunkle Staubwolke hinein.

„Oberst!“ schrie er, daß die Stimme über-schnappte . . . „Oberst von Tuchelka! . . . wo ist der Oberst von Tuchelka? . . . melden Sie sich doch, wo Sie sind! . . .“

„Herr Oberst!“ wiederholten die dienstfertigen Offiziere, die es hörten . . . „Oberst von Tuchelka! . . . Der Herr General wünscht Sie zu sprechen . . . mel-den Sie sich doch, wo Sie sind!“

Endlich gelangte es zu den Ohren des Betrof-fenden, der noch viel aufgeregter war als sein directer Vorgesetzter. „Zu Befehl, Herr General!“ tönte es von einer anderen Seite aus dem Staube heraus . . . „wo ist der General! . . . bitte, noch einmal, Herr General! . . .“

Zuletzt trafen Beide, schwitzend und schwarz vor Staub, heftig erregt, aneinander.

„Herr Oberst!“

„Herr General!“

II. 2.

„Was ist das für 'ne Zucht in Ihrem Regi-ment? . . . das ist ja eine unverantwortliche Lohderei . . . wie kommt der weiße Dragoner unter die blauen Kürassiere? . . .“

„Weißer Dragoner unter die blauen Küras-siere? . . .“ schrie der Andere noch lauter, mit einem Gesicht, als wenn er nicht wüßte, wie er sich das zusammenreimen sollte.

„Unsinn!“ fuhr ihn der General an . . . „Sie sind wohl harthörig geworden? . . . Der blaue Dra-goner unter die weißen Kürassiere? . . .“

Das war dem Oberst ebenso unverständlich . . . er wurde schon ganz wild vor Aufregung . . .

„Der blaue Dragoner unter die weißen Küras-siere? . . .“ wiederholte er.

„Unsinn . . . Sie sind ja total confus, Oberst von Tuchelka . . . passen Sie doch auf . . . der weiße Kürassier unter die blauen Dragoner . . .“

„Der weiße Kürassier unter die blauen Dra-goner? . . .“

„Majestät sind wüthend . . . Sie sollen Rechen-schaft geben . . . Sie müssen's doch wissen . . .“

Da gewahrte Tuchelka, daß ihm das ganze Regiment zum Teufel ritt.

„Herrje!“ rief er . . . „werde nachher ganz ge-horsame Meldung darüber machen . . . erst muß ich mir mein Regiment wieder holen . . . entschul-digen der Herr General!“

Dann preschte er den Reitern nach und holte sie ein. „Major Schwucht von Zinken!“ schrie er, als er diesen unterwegs antraf . . . „es ist ein weißer Kerl unter den Dragonern . . . suchen Sie ihn . . . der König ist wüthend . . . ich habe keine Zeit!“

Der Major war auch noch ganz verdonnert von dem merkwürdigen Auftrag.

„Ein weißer Kerl!“ grollte er . . . „wo soll denn hier ein weißer Kerl herkommen?“

Dann suchte er ihn aber und fand ihn in der fünften Escadron; so viel Mühe er sich aber gab, er konnte nicht heran.

„I, was werde ich mir da die Knochen entzwei-reiten lassen,“ dachte er . . . „ich werde mich an den Rittmeister halten“ . . . dann schrie er dem Be-treffenden zu:

„Rittmeister von Portugall! . . . in Ihrem letzten Zug ist ein Kürassier . . . Majestät sind wüthend . . . erkundigen und Meldung erstatten! . . .“

Dann jagte er wieder weg.

Der Rittmeister von Portugall jagte wie ein Bessener zu seinem vierten Zug. Kaum war er aber angekommen, als er kommandirende Stimmen hörte. „Lieutenant von Resemehel!“ rief er daher dem Offizier zu . . . „Sie haben einen Kürassier in Ihrem Zuge . . . wie kommt das, Herr? . . . Himmel Sakrament, nun habe ich's Kommando ver-paßt . . . was ist denn eigentlich los? . . .“

Im nächsten Moment kam eine Rechtsumkehrschwenkung, und der Rittmeister gerieth mitten unter seine Leute, was ihn noch wüthender machte.

„Hol's der Teufel!“ dachte der Lieutenant von Refemehel. . . „wenn Jeder einzeln ankommt! Und bei dem Staub soll man auch noch den Zug nachsehen . . . da revidiren ja nicht einmal die Unteroffiziere ihre Beritts.“

Dann blieb er aber vor seinem Zug . . . das war jetzt die Hauptsache . . . den weißen Kürassier, wenn wirklich einer da war, würden sie nachher schon herausfinden.

Als die halbe Stunde vorüber, und der Parade-marsch im Galopp in schönster Richtung gemacht war, kommandirte der Oberst „Halt“ und „Rührt Euch!“ Dann jagte er mit verhängtem Bügel zur vierten Escadron, um den weißen Kürassier zu suchen, den er auch sofort fand, und in's Verhör nahm. Die anderen Auftraggeber sahen sich nach ihren Berichterstatern um, damit sie dem König die schuldige Meldung machen könnten, als dieser die Herren Offiziere vorrief.

Die kamen sofort wie ein Orkan angefaust, mit Ausnahme des Regiments-Commandeurs, Obersten von Tuchelka, der sich mit seinem weißen Kürassier so festgeredet hatte, daß er alles Andere darüber vergaß.

Man dachte allgemein, die Untersuchung über den weißen Mann würde nun losgehen; aber die war längst ob des anderen Nebelstandes vergessen.

Der König war so voll von der Sache, daß er das Fehlen des Obersten gar nicht bemerkte.

„Meine Herren,“ begann er seine Kritik, „das Regiment hat sich mit außerordentlicher Schnelligkeit versammelt . . . das Exerciren ging mit großer Präcision und Sicherheit . . . der Parademarsch im Galopp in großer Ruhe und vorzüglicher Richtung . . . ich ertheile den Herren mein volles Lob dafür und bitte Sie, meine Zufriedenheit auch den Dragonern mitzutheilen; aber, meine Herren, was ist das für ein Stabstrompeter?“

Allgemeines Schweigen. Der Einzige, der darauf zu antworten hatte, war der Oberst von Tuchelka, und der Oberst von Tuchelka war nicht da.

Der König glaubte, daß seine Frage nicht verstanden worden sei, und wiederholte sie deshalb mit lauterer Stimme.

„Was ist das für ein Stabstrompeter, meine Herren?“

Die Offiziere sahen sich nach dem Oberst von Tuchelka um; aber der Oberst von Tuchelka war nicht da.

„Der Kerl blä't ja, daß Einem schlimm und weh dabei wird,“ fuhr Friedrich Wilhelm eifriger werdend fort, „wie kommt das?“

„Er ist alt und hat keine Zähne mehr,“ ant-

wortete der Major Schwucht von Zinken für den noch immer abwesenden Regiments-Commandeur.

„Weshalb ward er nicht zur Pensionirung eingegeben? das ist ja ein vollständig invalider Mensch . . . noch heute zieht er die Uniform aus . . . soll 'nen guten Ruheposten haben . . . Nachtwächter oder Gefängnißwärter . . . schlagen Sie mir einen Nachfolger vor, Oberst von Tuchelka.“

In diesem Moment kam dieser von der Seite angejagt, ohne daß es allgemein bemerkt ward.

„Kunkel, Majestät!“ meldete er, ohne die Frage gehört zu haben; dann hielt er sich die Brust, die ihm schmerzte vor Aufregung und vom schnellen Ritt.

Der König sah sich nach dem Sprecher um.

„So?“ sagte er . . . „na gut! . . . Dann soll Der Stabstrompeter sein.“

Die Herren Offiziere verstanden's nicht . . . der Oberst von Tuchelka ebensowenig . . . Letzterer machte sogar ein ganz merkwürdiges Gesicht dabei.

Friedrich Wilhelm schüttelte den Kopf, was er immer that, wenn er unwillig ward.

„Dann soll Der Stabstrompeter sein!“ wiederholte er sehr laut . . . „haben Sie nicht gehört, Oberst von Tuchelka?“

„Zu Befehl, Majestät . . . aber . . .“

Der König duldete nicht den geringsten Widerspruch; er wurde dann noch viel jähler und schroffer, als er es ohnehin schon war.

„Was, aber?“ rief er streng . . . „ich dulde kein aber . . . Sie haben den Mann zum Stabstrompeter vorgeschlagen, ich habe ihn ernannt; da ist also weiter nichts zu abern“ . . .

Der Oberst wußte gar nicht, wie ihm geschah . . . er mußte sich fügen, das war die Hauptsache . . . nachher würde es sich ja wohl auflären . . .

„Ja, wenn Eure Majestät durchaus befehlen, daß der Kunkel Stabstrompeter werden soll,“ sagte er . . . „er ist aber von Profession ein Schneider“ . . .

„Lassen Sie ihn zehnmal Schneider gewesen sein; jetzt ist er Stabstrompeter“ . . .

„Er kann aber keinen Ton blasen, Majestät“ . . .

„Weshalb schlagen Sie ihn denn vor, wenn er nicht blasen kann?“ schalt der König . . . „es ist mir übrigens immer noch lieber, er blä't gar nicht, als daß er solche Raßennusik macht, wie der jekige.“

Da ging dem Major Schwucht von Zinken ein Licht auf . . . er war ja außer dem Commandeur mit dem pp. Kunkel in die nächste Berührung gekommen . . . er hatte ihn wenigstens gesehen.

„Es ist vielleicht ein Mißverständniß, Majestät,“ wagte er sich einzumischen . . .

„Denkt gar nicht an Mißverständniß!“ . . .

„Der Oberst von Tuchelka meint den weißen Mann . . . Eure Majestät erinnern sich vielleicht“ . . .

Da war er aber beim König übel angekommen. Wenn er sich erinnern sollte, dann mußte er doch etwas vergessen haben, und das hätte er um keinen Preis zugegeben.

„Ich erinnere mich sehr gut,“ sagte er . . . „Er macht aber hier eine Heiden-Confusion!“ . . .

Aber Tuchelka konnte sich dabei noch nicht beruhigen.

„Majestät fragten mich doch nach dem weißen Mann,“ fuhr er fort . . . „das ist ein Schneidergejelle . . . Namens Kunkel . . . Als Eure Majestät damals . . . meine Dragoner zu einem Kürassier-Regiment machen wollten, zur Belohnung, wegen der Einnahme von Usedom“ . . .

Jetzt ging auch dem König ein Licht auf. Die Geschichte fiel ihm jetzt wieder ein . . . es war ihm fatal, daß er sie vergessen, und um das zu bemängeln, wandte er sich zur Königin und ließ den Andern reden, was er wollte . . . er stellte sich, als wenn er gar nicht acht darauf gäbe.

„Eure Majestät erinnern sich vielleicht . . . Eure Majestät hatten schon ein Probe-Koller an den Regimentschneider geschickt, und der hatte ihn Kunkel übergeben, damit er einen anderen danach machen sollte . . . Der blieb aber bei ihm hängen, weil die Geschichte wieder einschloß . . . und heute beim Alarm hat ihn Kunkel in der Eile angezogen, anstatt des blauen Dragonerrocks.“

„Der wird also Stabstrompeter!“ sagte der König, als Tuchelka zu Ende war . . . „ich bin sehr zufrieden mit dem Regiment gewesen . . . sage Er das auch den Leuten . . . leben Sie wohl, meine Herren!“

Dann küßte er den Hut, sprengte zu den Wagen, stieg mit der Königin ein und fuhr, ohne ein Wort zu reden nach Berlin zurück.

So kam es, daß die Dragoner einen Stabstrompeter bekamen, der nicht blasen konnte.

Aber lange dauerte das nicht. Ein halbes Jahr später machte der König die kraven Reiter von Usedom zu einem Kürassier-Regiment, und gab ihm die Nummer 12. Da kriegten sie weiße Röcke mit orangefarbenem Besatz und als Garnison Königsberg in Preußen.

Den Stabstrompeter Kunkel aber machte er zum Regimentschneider, wozu er sich auch weit besser eignete.

Der arme Kerl war seelensfroh, als er das lange Pustrohr los war, mit dem er nichts anzufangen wußte; das bekam nun ein Anderer, nur als der König wieder zur Besichtigung kam, da machte er seinen Witz darüber.

„Da hat Er aber eine gute Wahl getroffen, Oberst von Tuchelka,“ meinte er schmunzelnd; „der neue Stabstrompeter bläst ja, daß Einem das Herz im Leibe darüber lacht!“





## Allgemeine Rundschau.

In der Kaserne. Der Begriff und das Wesen der Kaserne hat seinen Ursprung in der alten Römerzeit und kommt von dem lateinischen *casa*, Hütte, oder auch von *caverna*, Höhle, von *cavus*, hohl. Daher das spätere, im Italienschen ungebildete *caserma*, wahrscheinlich aus *casa d'arme*, Waffenhaus, entstanden. Im älteren Deutsch findet sich deshalb das Wort auch als *Kasarme*, das dann in *Kaserne* überging, eine Wohnung für Soldaten.

Bei den alten Römern bestand diese Wohnung aber noch nicht aus einem großen Hause, sondern aus einem gewaltigen Biered, fern von den Wohnstätten anderer Menschen, von Wällen und Gräben umgeben, im Innern lange Reihen Zelte und Zeltgassen; nirgend eine vereinigte Erinnerung an Häuslichkeit und Familie; kein Blumentopf, kein Küchenmädchen, nicht einmal der Duft von Wische und schlechtem Tabak.

Und wenn es nun wenigstens noch Lieutenants gegeben hätte, die es wirklich verstehen, selbst dem ödesten Erdwinkel eine gewisse Poesie abzugewinnen. — Statt deren aber der rohe, ungebildete Centurione, der im Kriege seine Hundert Mann zum Kampf und im Frieden zum Straßenbau führte. Welche Existenz! Wenn der Friede einmal recht lange dauerte und die Legionen es vor Langeweile gar nicht mehr aushalten konnten, war es ihnen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie zu dem einzigen, zwar unerlaubten, aber äußerst praktischen Zerstreungsmittel griffen, nämlich zur Revolte. Ob sie ihnen nun gut bekam, oder schlecht, es war doch immer eine kleine Abwechslung. —

Aus diesem altrömischen Biered also ist unsere heutige, moderne Sammelwohnung für Soldaten entstanden, die der früheren an Monotonie wenig nachgibt.

In der Kaserne kann niemals ein Roman spielen, weil dieselbe nur von einer Kaste der Gesellschaft bewohnt wird, und weil in der Kaserne die Frauen fehlen, die Erweckerinnen zarter Gefühle in der rauhen Männerbrust. Eine vereinzelt Offizierdame, eine Feldwebelgattin, oder einige Dienstmädchen können natürlich dem genannten Uebelstande nicht abhelfen, sondern lassen in ihrem sporadischen Auftreten den Mangel der Totalität nur um so stärker empfinden.

Wie öde und trostlos sieht eine solche Kaserne aus! Gewöhnlich ein längliches Biered, mit großen vieredigen Höfen, wenigen Eingängen und unendlich vielen kleinen Fenstern, durch deren enge Rahmen sich breite Soldatenschultern zwängen. —

Hier und da weiße Gardinen hinter den grünen Scheiben, oder die Blätter irgend eines Topfgewächses, zum Zeichen, daß hier der Versuch gemacht wurde, einen eigenen Herd zu gründen, sonst lauter öde Fensterhöhlen, aus denen ein fataler Dunst strömt.

Und nun das Leben in diesen Räumen! Alles nach

der Uhr, alles nach der Trommel und dem Signalhorn; lauter barsche, befehlende Stimmen und dienstlich gehorame Gesichter.

Und wenn die Vertreter der Kriegerkaste hinausströmen in das andere Leben draußen, dann bleiben sie in der Regel Fremdlinge unter ihren nichtuniformirten Brüdern, wofür sie aber bei den Schwestern desto freundlicher aufgenommen werden.

In Städten, wo keine Kasernen sind, stieß das militärische mit dem bürgerlichen Element schon leichter zusammen. Da wohnen die Soldaten bei den Hausbesitzern und treten zu denselben in nähere Beziehungen. Wenn der Offizier ausgeht oder nach Hause kommt, drückt er seinem Wirth treuherzig die Hand und nickt freundlich nach dem Fenster hinauf, wo Mutter und Tochter sitzen, und wenn ein Mägdelein Hochzeit macht, dann giebt er seine Zimmer her, um das Festlokal zu vergrößern. Nicht selten heirathet er auch selbst eine Bürgerstochter, und wenn ein Regiment lange in solchem kleinen Loch steht, ist Militär und Civil bunt durcheinander verschwägert und verschwägert. Was die gemeinen Soldaten anbetrifft, so liegen dieselben bei den Ackerbürgern in Quartier, essen mit ihnen an einem Tisch, helfen ihnen bei der Arbeit, schäkern mit ihren Mädchen, geben ihnen zu verdienen und verdienen von ihnen. Auf diese Weise verwächst sich das Regiment mit seiner Garnison und, anstatt ein fremdes Element im Städtchen zu bleiben, bildet es einen integrierenden Theil seiner Bevölkerung. Der Ort ist stolz auf sein Militär; wenn es auf kurze Dauer zum Manöver geht, begleitet man es hinaus bis an's Weichbild der Stadt, und wenn es zurückkommt, wird es eingeholt mit bunten Fahnen und glänzenden Augen.

Zieht in Berlin ein kasernirtes Regiment mit lust'gem Spiel vorbei, so treten die Leute an's Fenster und sagen:

„Das sind die Franzer, oder die Alexandriner, oder die Mailänder!“

Weiter empfinden sie aber nichts dabei, und wenn die Musik verklungen, denken sie nicht weiter daran.

Das sind die Folgen der Kasernirung und der altindischen Einrichtung des Kastengeistes.

Wie die Straßen in den Städten des Orients häßlich und todt sind, und wie die Häuser gewöhnlich nur todtte Mauern nach außen kehren, so ungefähr auch unsere heutige Kaserne. Von außen kalt und langweilig, mit einem kalten sich langweilenden Posten davor, läßt sie ihren Herzschlag erst im tiefen Innern fühlen. Wie das fortwährend auf den langen Gängen umbertappt, welche gleichsam die Adern des gewaltigen Körpers bilden, wie es in jeder der kleinen Zellen lebt und webt, und wie auf den Höfen die militärische Form und der militärische Geist herausgebildet wird!

Da steht der Unteroffizier und drifft und schimpft und

schreit sich heiser, und die armen Rekruten stakten umher wie die Störche im Salat, oder gehen unbefangener und schlankern mit den Armen dazu, als wenn sie sie nicht lose genug bekommen könnten. Nicht weit davon steht der Lieutenant, der die Rekruten unter sich hat, und schimpft ebenfalls dazwischen, und in noch weiterer Distanz hat der Herr Hauptmann Aufstellung genommen und hinter ihm der Feldwebel, Beide das Ganze mit strengem Blick überwachend. Und wenn der Herr Hauptmann den Mund öffnet und seinen Senf dazu giebt, daß ihm der Schnurrbart wackelt, dann löst der Feldwebel ebenfalls die Unterkiefer von der Oberkiefer ab und läßt auch den über der Oberlippe abgeknippten Schnurrbart erzittern . . . weiter kommt aber nichts . . . Den wilden Fluch, den er gar zu gern draußsetzen möchte, muß er sich doch aus schuldigem Respekt vertreiben.

Und der Rekrut schwigt und schimpft ebenfalls, aber inwendig; er kann es noch nicht begreifen, wie man einen so unnatürlichen und gespreizten Gang „frei und unbefangen“ nennen kann. Es ist allerdings übertrieben, was ihm beigebracht wird; aber durch die spätere Anwendung des Gelernten schleist die Nachlässigkeit nach und nach etwas von dem Ursprünglichen ab, und was dann übrig bleibt, das ist das Richtige.

Bei der Cavallerie ist das noch mehr der Fall. Die Zuschauer müssen unwillkürlich lachen, wenn sie die Rekruten auf den Säulen sitzen sehen, wie Klammern auf einer Wäscheleine. Der Kopf ist unnatürlich weit zurückgenommen, ebenso Schultern und Oberdintel, während die Trensenzügel, schief und schlaff, wie verbogene Telegraphendrähte, die Verbindung zwischen der lenkenden Faust und dem Maul des Pferdes herstellen. Man sollte denken, wenn da plötzlich ein Windstoß käme, müßte die ganze kühne Reiter-schaar herunterpurzeln. Und das thut sie auch manchmal; aber nachher sitzt sie dafür auch wie die Ketten, weil das Juwiel sich zum Nichtigen abgeschliffen hat. Wenn sie gleich richtig geessen hätten, würden sie nachher falsch geessen haben.

Das begreift das liebe Publikum aber nicht, das kritiklos wie das meiste Publikum, sich die Nasen am Gitter platt drückt, wenn es grieslachend und schlechte Witze reißend, dem Exercitium zuschaut; deshalb findet dasselbe auch, wenn irgend thunlich, auf den verschwiegenen, inneren Kasernenhöfen statt. Die Kaserne des zweiten Garde-Regiments in der Karlstraße, deren offener Exercierplatz nach vorne liegt, hat sich verschämt einen grünen Schleier von wildem Wein davorgezogen. Ein ewiges Drillen und Erziehen, wie in einer großen Familie ohne Frauen. Der Hauptmann ist der Vater der Compagnie, und der Feldwebel ist die Mutter, obgleich sie nie miteinander getraut worden sind. Dennoch hat aber der Himmel ihre Ehe gesegnet, denn er hat ihnen eine Menge Kinder beschieden und noch größere Mengen in sichere Aussicht gestellt. Und was das Beste bei den lieben Kindern ist, daß sie gleich hübsch ausgewachsen und oft schon mit einem Bart auf die Welt kommen. Dennoch brauchen sie aber eine Amme, welche sich Disciplin nennt, und die mit ihrer harten Trommelstimme die guten Söhne allmorgendlich zu ihrer Pflicht ruft. — Und wenn dann die Erziehung vollendet ist, und wenn die Kriegsdrommete zum Kampf für's Vaterland ruft, dann leitet der Großvater, der General, das Ganze, und der Vater schreitet seinen Kindern voran, und die Mutter wackelt hinterdrein, um zu sehen, ob auch Keiner zu Schaden gekommen ist, und die Amme fliegt fortwährend durch die avancirenden Reihen, indem sie den Säuglingen Muth und Begeisterung einflößt.

Hieran kann man dann sehen, ob die Früchte der Erziehung auch ordentlich reif geworden sind.

Im Anfang schmecken sie freilich verteuftelt bitter, wenn man hineinbeißt, um sie zu prüfen.

Dieses Prüfen nennt man in der Soldatensprache Besichtigungen.

Das Wort „Besichtigung“ macht auf den Soldaten aller Grade ungefähr denselben Eindruck, wie auf den Schüler und überhaupt auf den lernenden Menschen das Wort „Examen“, auf den Handwerker das Wort „Meisterstück“, auf den Schauspieler das „Gastspiel auf Engagement“, auf den Candidaten der Theologie die „Probepredigt“ und auf die junge, in ein fremdes Land verheiratete Königin die „erste Cour“.

Alle diese Ausdrücke produciren eine reelle oder ideelle Gänsehaut, weil von dem Ausfall der Prüfung gewöhnlich sehr viel abhängt; deshalb verursacht sie auch ein allgemeines Zittern, das von den geringeren Graden nach oben hinauf zunimmt. Wer sonst am meisten zittern läßt, zittert dann selber am meisten.

Die niedrigste Art der Besichtigung ist die erste Vorstellung der ausgebildeten Rekruten durch einen Lieutenant vor seinem Hauptmann und Compagniechef. Das hat nicht viel zu sagen. Der Hauptmann ist in seinem nervösen Diensteser tagtäglich auf dem Kasernenhof beim Ausbilden der Rekruten zugegen gewesen und kennt daher die Leistungen seiner jüngsten Kinder so genau, daß besagte Vorstellung, durch die Macht der Gewohnheit, fast alle ihre Schreden verloren hat und nur als eine Vorbereitung zu der bald darauf folgenden Vorstellung vor dem Herrn Regiments-Commandeur zu betrachten ist. Diese Art der Besichtigung läßt bereits die Betheiligten, hauptsächlich aber die betheiligten Offiziere, in das erste Stadium der Gänsehautformation treten.

Der Regiments-Commandeur ist zwar ein ganz gemüthlicher, älterer Herr, der sich sonst gewöhnlich ganz harmlos und freundlich auf dem Kasernenhof bewegt, man hat sich durch ferneres Zusammenleben mit ihm an seinen Anblick gewöhnt; einige der höher gestellten Herren haben sogar Whist oder L'hombre mit ihm gespielt und sind mit ihm zusammen auf die Jagd gegangen; aber diese nähere Bekanntschaft, wenn man sie überhaupt so nennen darf, hat auf die Besichtigungen wenig oder gar keinen Einfluß.

Wenn der Herr Regiments-Commandeur die großen Epauletten aufgesteckt hat und mit dem Helm auf den Kasernenhof kommt, sollte man gar nicht glauben, daß das ein und derselbe Mensch wäre. Er macht dann das „Dienstgesicht“, bewegt sich in ängstlich kurzen, fast unheimlichen Ausdrücken und schüttelt von Zeit zu Zeit auf so eigenthümliche, elektrische Weise mit dem Kopfe, daß die Nerven der Betheiligten zu zittern beginnen, als wenn sie mit einem galvanischen Apparat in Verbindung ständen.

Aber es kommt noch schlimmer. Der nächste Schritt höher hinauf ist die Besichtigung des Regiments vor dem Brigade-Commandeur. Bei dieser ist der Regiments-Commandeur der Hauptbetheiligte und hat daher auch die Hauptgänsehaut; denn es handelt sich hierbei um eine Existenzfrage.

Kauft die Sache gut ab, dann ruft der Oberst nachher die Herren Compagniechefs vor und theilt ihnen mit strahlendem Gesicht die Zufriedenheit des Herrn Generals mit, und die Herren Compagniechefs eilen dann ebenfalls mit strahlendem Gesicht zu ihren Heereskörpern und wiederholen denselben die hohe Zufriedenheit des Herrn Generals und des Herrn Obersten.

Ist die Besichtigung aber schlecht abgelaufen und hat der Herr Oberst Rüssel bekommen, dann nimmt die Sache eine tragische Wendung.

Mit einer donnergrolligen Stimme ruft der Oberst ebenfalls die Herren Compagniechefs vor die Front und schüttelt dämonisch mit dem Kopf und gestikulirt mit der Hand, daß den Herren Compagniechefs ganz schlimm und weh dabei zu Muth wird. Wenn aber endlich der Herr Oberst fertig sind, dann eilen sie mit grimmer Miene zu

den Compagnien zurück, rufen die Herren Offiziere vor und strömen auf diese die ganze Fülle ihres Unmuths aus; die Herren Offiziere entledigen sich dann gegen die Unteroffiziere; die Unteroffiziere gegen die Corporalschaften und namentlich gegen die „Alten“, und die Alten dann wieder gegen die Rekruten. Auf dem dümmsten Exemplar der Letzteren bleibt dann gewöhnlich die Gesamtschuld sitzen; der unglückselige Mensch hat die ganze Besichtigung verdorben.

Ein buntes, dem Bivouac oder „der lustigen Nacht am Donauufer“ aus weiter Ferne nahelommendes Bild, entfaltet sich auf dem Kasernenhofe, wenn die weißen Hofen zum Trocknen aufgehängt sind und die Tuchjacken ausgeklopft werden. Die Leinwandbeine blähen sich dann auf und machen kühne Bewegungen aus dem Hüftgelenk, als wenn Fleisch und Blut in ihrer Hülle steckte, und die Uniformsröcke krümmen sich unter den wuchtigen Hieben ebenso schmerzlich, wie sie es thun würden, wenn sie sich dem schwachen Fleisch anschniegten.

Das Endresultat dieser Ordnungsbestrebungen ist die Besichtigung der Montur, mit allem was drum und dranhängt, vom Militärwirth die „Lumpenparade“ genannt, bei welcher der Herr General seine Herablassung im schönsten Lichte dadurch zeigt, daß er sich zu jeder alten Hofe herabückt und sie höchst eigenhändig freidreht und besüßelt.

Dadurch erklärt sich aber nun die mehr oder minder intensive, militairische Gänsehaut des Soldaten beim Herannahen der Besichtigung.

Fühlt er Furcht? O, nein! Wenn der Soldat auch, wie jedes andere Menschenkind, ein schwaches und wankelmüthiges Herz im Busen trägt, so läßt ihn der richtige Begriff der militairischen Ehre, die würdige Auffassung seiner Stellung als bewaffneter Staatsbürger, niemals zu dem sichtbaren Markieren der Furcht kommen. Was er tief im Innersten seines Herzens fühlt, das liegt einmal in der menschlichen Natur begründet und darüber hat er keine Nechenschaft zu geben; aber gerade dann, wenn er, in der Vorahnung der Gefahr, eine stille Behemuth in der Seele empfindet, und sich dennoch, in dem Spiel um Tod und Leben, mit Bewußtsein wie ein Löwe schlägt, gerade dann bekommt die thatkräftige Tapferkeit erst die Weihe der höchsten sittlichen Geltung.

Wer das Gefühl der Gefahr nicht kennt, für den hat auch der bewiesene Muth gar wenig sittlichen Werth:

„Oder ich lasse mich eben schlachten,

Wie der Kroat . . . und muß mich verachten.“

Der Soldat, der auf Befehl seines Vorgesetzten, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, eine todsprühende Batterie stürmen würde, bekommt dennoch die militairische Gänsehaut bei jeder ihm bevorstehenden Besichtigung.

Und aus welchem Grunde? fragen wir noch einmal.

Aus Furcht „vor jenem unentdeckten Land“ der Gedanken und Urtheile, die sich in dem Kopfe des Inspicirenden über seine Leistungen bilden, und dieses unentdeckte Land der Gedanken und Urtheile nennt man in der militairischen Sprache: die Kritik.

Es ist ein unheimliches Gefühl, dem ähnlich, wenn man in einer Schaufel sitzt und an Schwindel leidet, wenn der General nach der Besichtigung die Herren Offiziere vorruft und sie im Kreise um sich her versammelt. Wohl nur wenige giebt es da, denen das Herz nicht etwas ängstlich klopfet und die sich im Stillen nicht die Frage vorlegen: „Wie wird Dir's gehen?“ und dieselbe theilweis beantwortet mit einer leichten Transcription des Verses aus Wilhelm Tell: „Wenn er Dich schwach geseh'n, vergiebt er's nie.“ Sollte er Dir keine Kraft mehr zutrauen? sollte er in Gedanken schon den blauen Schlummerbrief für Dich schreiben, der Dich in den zeitlichen Ruhestand versetzt, bis der Allmächtige Dich in den ewigen hinüberraft? Ach Gott! mir selbst wäre die Ruhe schon ganz recht; wenn

nur meine Frau nicht wäre, die mit aller Gewalt Excellenz werden will! . . . Und die Töchter, die noch keine Haube aufhaben . . . und die Söhne, die noch Zulage brauchen. — Käme mir der Abschied einmal in's Haus, dann hätte der eheliche Friede die längste Zeit gedauert. Drum immer vorwärts gezogen an dem Doppelstock, so lange die alten Knochen noch zusammenhalten wollen.

Ja, ja. Die Kritik hat, trotz ihres oft leisen Tons, in vielen Fällen eine entsegenrege Deutlichkeit, und die stärkere Hand des Höheren beugt hier erbarmungslos das Haupt mit dem trotzig bebucksteten Munde, der oft selbst Urtheil gesprochen über den Niederen.

Der Kasernenhof und auch der Exercierplatz draußen, sind Schlachtfelder, auf denen schon manche stolze Hoffnung in den Staub gesunken ist.

A. von Winterfeld.

### Au unseren Illustrationen.

Das ist der Tag des Herrn! — Ein wunderbarer Friede liegt über dem reizenden Bilde. Der junge Frühling ist durch das Land gezogen, die Bergthalde grünt und im Schmucke seiner weißen Blüthen prangt der Strauch. In tiefer Sonntagsstille ruht das Thal; freundlich schauen die Dächer des Dörfleins aus dem Grün der Bäume und der Knosp auf dem bemoosten kleinen Kirchturm leuchtet im Sonnenglanze. Weiße Wolken gleiten langsam, wie in Silber getaucht, am blauen Himmel hin und die ganze lenzesschöne Natur scheint den Athem anzuhalten; nur süßer Liedersang ertönt und feierlicher Glockenlaut und stille Vögel wallen durch die verjüngte Flur zum Hause des Herrn. — Der Schäfer steht auf der Bergthalde und sieht hinab in die sonnige Landschaft, hinüber nach den grünen Höhen und weit hinein in das gesegnete, friedliche Land. Keines Menschen Hand regt sich drunten zur Arbeit, aber ein stilles, heimliches Werden, Sprichsen und Gedeihen webt es nah und fern und ihn faßt ein wunderbares Gefühl. Die Schafe liegen ruhig um ihn her, als träumten sie, keines regt sich, keines ruft und der Herde treuer, wachamer Hüter sitzt beschaulich neben seinem Herrn: Es ist, als sei auch den Thieren eine Ahnung aufgegangen von dem Sonntagsfrieden, der mit seinem milden Hauche über die Thalung zieht und der sich auf den schwingenden Glockentönen zu wiegen scheint. Und als die letzten Frommen drunten in das Dörflein treten und leise verhallend der Orgelton heraufklingt zu dem einsamen Manne im Schäfergewande, da zieht es diesen auf seine Kniee nieder, er entblößt sein Haupt und die harten Hände über dem kunstlosen Eschenstabe fallend, wird auch er zum Vögel, und was in tiefer Seele mit frommem Schauer ihn durchzittert, was wortlos aus seinem Herzen aufsteigt zu dem Sonnengolde des blauen Frühlingshimmels, ist echt und lauter, wie der liebe Sonnenschein selbst, denn der arme, schlichte Mann ist sich des einen fest bewußt: „Das ist der Tag des Herrn!“ A. O.

Eingeseift. Nach dem Gemälde von E. Hallas. Der alte Dorfbarbier war ein schnurriger Kauz, aber listig dabei, das mußte ihm der Reid lassen, — er verstand es meisterhaft, die Bauern „einzuseifen“, wie und wo er es wollte. Der Großhofbauer hatte ihn bestellt, und als er ihn mit Bedacht richtig eingeseift, da kam dessen Aeltester angeschlendert. „Fried', auf ein Wort,“ rief der Dorfbarbier, „leg' Dich 'mal her zu Deinem Alten. Bist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Sieh einmal! Der Bart feimt auch schon! Na! Da werden sich die Wädeln auf dem Tanzboden freuen, wenn Du bald einen Schnurrbart hast,“ und schwupps fuhr ihm der Pinsel mit dem Seifenschaum in's Gesicht. — Er ward eingeseift! — Der Knecht Zürgens wollte nach dem Stalle gehen. „Se, Zürgens, mein

Sohn! Du hast aber garstige Stoppeln am Kinn. Damit stichst Du die Mine, wenn Du ihr heimlich einen Kuß giebst. Ich will Dich davon befreien," und abermals that der Pinsel mit Nachdruck seine Schuldigkeit, daß die Mine, die Wasser vom Brunnen geholt, stehen blieb und, den rechten Arm in die Seite stemmend, in schallendes Gelächter ausbrach. — „Eingeist seid Ihr," spöttelte der alte Kauz, „nun will ich aber erst mein Messer schleifen." Alle drei Eingeisten schnitten lange Gesichter, als jener an seinen Verbandkasten ging, den Streichriemen hervorholte und sein Nasir-Messer schiff, prüfte und wieder schiff. Es war ihm ein Gaudium, sie muhten warten — die Eingeisten.

v. P.

Bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von G. Laeverenz. Die kleine Brigitte liest ein Kapitel aus der Bibel vor. Wie sinkt die Nadel das feine Linnen dabei durchsticht, als ob sie wüßte, daß es Brautlinnen ist, das sie näht. Ja — Brautlinnen, denn das schöne Mädchen mit den dichten blonden Flechten wird bald Hochzeit machen und viel Weißzeug ist der Stolz einer jungen Bäuerin. — Manchmal läßt sie die fleißigen Hände einen Augenblick ruhen und schaut sinnend auf die duftenden rothen Rosen im Glase, die Er ihr gebracht, Er, den sie so herzlich vom Grunde ihrer Seele lieb hat und an dessen Seite als schmutze Bäuerin sie sich das Leben mit seinen Mühen und Freuden so herrlich denkt. Und wenn sie dann erst glückstrahlend einen hausbäckigen Knaben auf dem Schooße wiegt, der ihr lächelnd entgegenlallt — dann — „Aber Schwester, Du hörst gar nicht, was ich lese," tönt die Stimme der kleinen Brigitte an ihr Ohr. Sie fährt leicht zusammen, sie hatte so schön geträumt; weiter sticht die Nadel und zieht den feinen Zwirn durch das Linnen. Sie ist wieder bei der Arbeit. —

v. P.

Aus Venedig. (Nach dem Gemälde von Adolf Eckler.) Agnese und ihre Schwester Giuseppina sitzen auf der hohen Stufe, die um die ganze Markuskirche herumläuft. O hochgerühmter Dom, in dessen Hallen die goldglänzenden Mosaiken der frommen Christenzeiten strahlen in ihrem kindlichen Glauben, und über dessen Thoren das Biergepann Nero's wie das getaufte Heidenthum herabsieht auf das Gewimmel der Mondnachtmusik, und dessen unzählige Augen tausend, tausend Regierungen und Siege geschaut: wie viel jugendliche Herzen haben sich schon in Deinem Schatten gefunden! — Wie eine riesenhafte Berggrößerung der Taube der Liebesgöttin, die immer neue Gefühl-Nägeln ausbrütet, liegt Du da, ehrwürdiger und doch so koketter Dom, wenn auch in dem Herzen dieser Riesentaube immer nur fromme Hymnen ertönen.

Und Agnese, die gluthängige und weißlächelnde Modistin, sitzt auf den Stufen zu der Stunde, wo der Abend herabsinkt über die Piazzetta wie rosiger Schleier, und der alte Zauber des Brutus kommt auch über ihr junges Herz. Sie hat Futter mitgebracht, Futter für die weißen Tauben des Marcusplatzes, und Futter für die bunten Männertauben, die da ihr Geflatter im Abendfinken beginnen.

Sie hält das Futter in der offenen Hand, und girrende Tauben fliegen zu von allen Seiten, auf ihr Haupt, auf ihre Achseln, auf die offene Hand. Giuseppina, die andere Schwester, die noch zu jung ist, um schon geliebt zu werden, aber nicht mehr zu jung (und welche Ragazza wäre das?), um die Liebe schon zu begreifen im Anschauen, sitzt wie eine erfahrene Duenna neben der älteren Schwester.

— „Wen willst Du locken?" — fragt sie altflug, denn sie hat die Augen derselben leuchten gesehen. — „Wen immer!" — sagt Agnese mit einem kurzen Gelächter.

Und die Menschentäublein kommen herbei, aber die schöne Agnese forschet in der Menge der Cavaliere und

Fachini und Sergeanten, die sich ihr nahen, mit Lächeln und hingeworfenen Liebesworten, nach Einem. Nach Einem, den sie lieben könnte mit aller Gluth ihrer Seele, obwohl sie mit ihm noch kein Wort gesprochen.

Der blasse, kranke, lebensmüde und ach! noch so junge deutsche Graf Dolfo Leut, den nur noch das Morphium aufrecht erhält, und der durch das Leben wie durch einen wüsten Traum wandt.

— „Da kommt er!" . . . Er sieht auf die Tauben, er sieht auf das schöne Mädchen. Er kommt einher am Arme einer blonden, jungen vornehmen Dame, welche diesen Invaliden der Jugend für sich genommen hat.

Und Agnesina denkt: „Oh, hätte er mich gewählt, ich hätte ihn in das Leben zurückerleht vom Himmel!" — Denn Agnesina's erste Liebe ist aus dem Mitleid entstanden!

Eine Thräne glänzt in ihrem Auge und sie wirft das Futter zornig unter die Tauben, daß dieselben verschreckt auseinanderflattern, und geht davon in der entgegengekehrten Seite.

Ihre junge Schwester folgt ihr. — „Was sagst Du?" — fragt sie. Agnesina aber lacht kurz und scharf: „Hast Du das junge, lange Skelett gesehen, das da vorüberging? . . . Nun, für den möchte ich . . ."

— „Leben?" — fragte Giuseppina verwundert.

— „Nein. Sterben." —

G. M. Bacano.

### Miscellen.

\* Wie sich die Zeiten und die Ansichten ändern! Heute ist es das sehnlichste Streben, das höchste Ziel unserer Dichter und Componisten, in's Volk mit ihren Liedern zu bringen und populär zu werden. Zu unserer Väter Zeiten war das anders. Damals hielten die Dichter die Poesie für das ausschließliche Vorrecht der Vornehmen, Gebildeten oder Gelehrten. Ein bezeichnendes Beispiel dieser beschränkten Auffassung giebt uns Johann Georg Schod, der in der Vorrede zu seinem 1660 in Leipzig erschienenen „Lust- und Blumengarten" also schreibt:

„Es ist sehr zu betauern, in was für Gemeinshaft, ich sage, in was für Verachtung unsere Gedichte heut zu Tage gerathen, daß sich nicht nur so herrliche und gute Lieder in allen Dorf-Schänken, Bier-Bänden und Wachtstuben herumher stellen, sondern auch, leider! fast auf allen Klöppel-Küssen gefunden werden. — Dieses verdroht mich, daß unsere Lieder nunmehr, als ob sie eben zu diesem Ende da, alle Hollunder, Kassen, Fliegen und Bier-Zapfen, so oft sie die Nase begossen, aufwarten und zu Gebote stehen müssen. — Herr Dav. Schirmers sein kaum ausgeblühtes Rosen-Gebüsch — — in was für lose Gesellschaft sehen sie in so kurzer Zeit gerathen? Unter vielen eines zu gedenken, unser gewöhnliches Leisfrüchgen: „Nimmer hin, Jahr immer hin" u. s. w., wie geschwind ist es in die Wiederdeu gerathen, und so gar gemein geworden, daß nunmehr kein Schneider-Gefelle (mit Verlaub) auff seiner Werkstatt ein paar Strümpffe flicken, oder kein Schloffer-Junge eine Kanne Bier auff dem Keller holen kann, wenn es nicht von ihnen gesungen oder gepfiffen würde."

\* Ein Höfling hat den Kaiser Franz I. um die Gunst, einen seiner Freunde zum Kammerherrn zu ernennen. Dem Kaiser war die betreffende Person aus triftigen Gründen sehr unangenehm und er wies das Gesuch rundweg ab. Nach einiger Zeit, als der Kaiser mehrere Decrete und Patente unterschrieben hatte, vermuthlich auf Grund eines flüchtigen, ihm früher vorgelegten Verzeichnisses, fand er bei wiederholtem Durchsehen auch das von ihm bereits unterschriebene Kammerherrnpatent des ihm so widerlichen, früher abgewiesenen Bewerbers. Ohne

aber sein geschriebenes Wort zurückzuziehen, sagte er nur: „Curios! jetzt ist er's halt doch worden!“

\* Ludwig XV. wollte einst einen langjährigen, treuen Diener, der durch irgend welchen Umstand seinen Zorn erregt hatte, verabschieden und fragte ihn brüsk: „Sie altern; wo wollen Sie, daß man Sie begrabe?“ — „Zu den Füßen Ew. Majestät,“ war die schlagfertige Antwort. Von Verabschiedung des Betreffenden war keine Rede mehr.

**Technisches.**

Fortschritte der Dampfmaschine. M. Honigmann in Grevenberg, dessen feuerlose Natron-Locomotive vor einiger Zeit ein verdientes Aufsehen erregte, hat ein Verfahren erfunden, welches die Leistungsfähigkeit einer Dampfmaschine ohne wesentliche Kostenhöhung zu steigern gestattet. Durch Einleitung von Dämpfen niedriger Spannung in Natronlauge erhalten dieselben nämlich eine bedeutend höhere Spannung und zwar in dem Verhältnis, daß z. B. ein Druck von zehn Atmosphären in einen solchen von fünfzig bis sechzig Atmosphären sich verwandeln läßt. Das Verfahren dürfte vielen Dampfesseltechnikern um so willkommener sein, als es ziemlich gefahrlos ist. Wie oft ereignet es sich, daß eine Dampfmaschine, die bisher wohl ausreichte, in Folge der Vergrößerung des Betriebes zu schwach wird und den Besitzer vor die Alternative stellt, entweder eine zweite anzuschaffen oder die alte gegen eine stärkere umzutauschen? Durch das Honigmann'sche Verfahren erspart er nun die bedeutenden Kosten einer solchen Umwandlung resp. Erweiterung.  
G. van Nuyden.

**Sport.**

Oxford und Cambridge. Das seit dreiundvierzig Jahren alljährlich stattfindende Bootrennen zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge fiel heuer an das Cambridge-crew und wurden die Dunkelblauen nach aufregendem Kampfe um  $\frac{1}{4}$  Bootslängen geschlagen.

Nachtsport. Sr. Kgl. Hoheit des Grafen v. Kardi Segelacht „Aldegonda“ hat die Antillen verlassen, um sich nach Europa zurückzugeben, weil der prinzliche Besitzer in Folge des Ablebens seiner Tante, der Gräfin Chambord, die Reise abgebrochen hat und mit einem Postdampfer nach Europa zurückgekehrt ist.

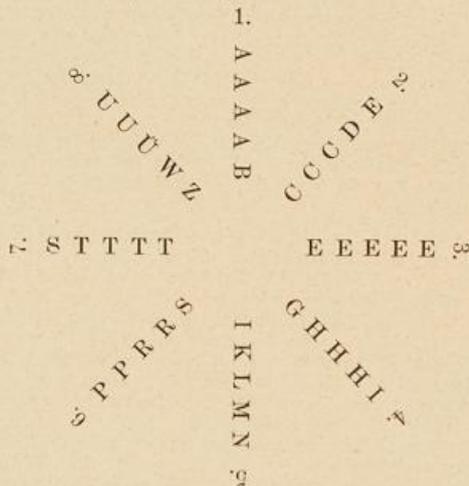
Interessante Wette. Der beste französische Velocipedist, Monf. de Cidry, wird im Herbst auf der Rennbahn Vincennes gegen ein von Monf. Canailhon, Chefredacteur eines Pariser Sportblattes, zu stellendes Vollblutpferd starten und soll die Distanz 60 Kilometer betragen. Monf. de Cidry hat auf eine kürzere Entfernung einen guten französischen Traber geschlagen und glaubt, auch dem Vollblut gegenüber nicht ohne Chance zu sein.

Kennen zu Baden-Baden. Die Rennprogramme für die internationalen Rennen zu Baden sind erschienen und weisen eine Verminderung der Preise um 30,000 Mk. auf; der große Preis von Baden, welcher in den letzten Jahren mit 40,000 Mk. dotirt war, ist auf 30,000 Mk. herabgesetzt worden.

Segelsport. Wie bis jetzt bekannt ist, sind in Deutschland für den kommenden Sommer 37 offene und interne Regatten und Segelfeste in Aussicht genommen; die große Kieler-Regatta findet am 25. Juli statt; die große Weser-Regatta am 27. Juni und die Wannsee-Regatta am 29. August.

**Aufgabe:**

Die nachstehenden Buchstaben:



sind in derselben Form so zu vertheilen, daß dieselben von links nach rechts gerechnet, je von der Spitze einer Linie bis zum Mittelpunkt folgende acht Wörter ergeben:

1. Erste Note.
2. Theil eines Ganzen.
3. Bestätiger.
4. Dramatisches Werk.
5. Bezeichnung für Zeitung.
6. Uff-Station.
7. Blume.
8. Gezählter.

Durch die Einfügung eines Buchstabens in den Mittelkreis des Sterns, verbinden sich die einander gegenüberstehenden Wörter und bilden nun folgende vier neue Wörter:

1. u. 5. Theil einer Frühlingsblume.
6. u. 2. Schaden an einem Geräth.
7. u. 3. Stoffe zu Kleinkinderwäsche.
8. u. 4. Vierfuß.

Auflösung folgt in No. 18.

**Auflösung des poetischen Birkelschlages aus Nr. 14.**

Wer sich am Süßen der Liebe will laben,  
Ohne das Bitt(e)re genossen zu haben,  
Will im Tempel zu Mekka ruhn,  
Ohne das Pilgerkleid anzuthun.

**Welt-Telephon.**

A. B. in W. für Ihre lebenswürdige Zuschrift vielen Dank. Der Satz ist leider schon so oft beschrieben und so vielfach textlich mit Abbildungen verbreitet worden, daß wir von dem betreffenden Aufsatze absehen müssen. Doch darum nichts für ungut.

Jean P. in S. Ihr Beifall wird nicht ausbleiben, wenn der Band erst weiter gediehen. Wir sind mit Gedichten so reichlich versehen und brauchen verhältnismäßig so wenige, daß wir mit den angenommenen Manuscripten auf lange Zeit hinaus gedeckt sind.

K. in J. Stoff ist zu bombastisch behandelt, Versmaß rein. Zu verwenden ist das Manuscript leider nicht.

Gabriele aus Oesterreich. Die russische Pianistin Annette von Glinoff-Leschetzki, geb. 1. Febr. 1851 zu Petersburg, gebildet am Conservatorium in Petersburg unter Leschetzki, ist mit diesem seit 1880 vermählt.

E. v. D. Schrimm. Manuscript ging dorthin postlagernd an Sie ab. Richtige Auflösung des poetischen Birkelschlages sandten ein: Eugen Willenius, Gera; Ernst Hohlstein, Dresden; S. T. in D.; P. K. in S.; A. M. in S.; D. N. in G.; M. D. in J.; C. D. in A.; W. B. in S.; U. S. in J.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Herausgeber: Eugen Frieze in Dresden. — Verantwortl. Redakteur: Jesko von Puttkamer in Dresden.  
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.